

„Zufall“
oder
Gottes Fügung?

Eine Sammlung von Geschichten
aus dem Leben.

Herausgegeben
von Dr. E. Dönges, Darmstadt.



Verlag:
Geschw. Dönges in Dillenburg.

Druckfehler = Verzeichnis.

- Lies Seite 6, Zeile 5 von oben:
d. h. schon mehrere, statt: schon mehrere d. h.
- " Seite 35, Zeile 5 von oben:
die Perlen, statt: die Perle.
- " Seite 101, Zeile 11 von unten:
Sehen Sie diesen kleinen Nachtfalter, statt: Sehen
Sie diesen keinen Nachtfalter.
- " Seite 111, Zeile 4 von oben:
Napoleon I., statt Napoleon I.
-
-

Vorwort.

Vorliegendes Buchlein tritt, wie der Titel zeigt, mit einer Frage an den freundlichen Leser heran. Es will ihm in diesen Tagen, da der Unglaube immer kühner sein Haupt erhebt und ruft: „Es ist kein Gott!“ zu bedenken geben, daß schon die täglichen Ereignisse um uns her gegen diesen Ruf Protest erheben

Wenn jemand unter „Zufall“ oder „zufällig“ nur versteht, daß ein für das menschliche Auge und Verständnis zunächst unerwartetes, überraschendes Ereignis eingetreten sei, so mag er das Wort schon gebrauchen. So gebraucht es sogar die Heilige Schrift einmal in der interessanten und lieblichen Geschichte von Ruth *) In Kapitel 2 Vers 3, dieses Buches lesen wir wie Ruth, die junge moabitische Witwe, bei ihrem Gang auf's Feld, um Aehren zu lesen, so glücklich war, „zufällig“ auf das Feldstück eines reichen Verwandten ihres verstorbenen Mannes zu stoßen; dort fand sie Boas, dessen Frau sie später wurde und so die Stammutter Davids, aus dessen Haus, dem Fleische nach, Jesus Christus gekommen ist, unser Erlöser und Herr. — Aber jeder denkende Leser wird leicht erkennen, daß hinter diesem „Zufall“ Gott stand, der „ein Belohner ist denen, die Ihn suchen,“ und wahrlich Ruth war eine Gott suchende Seele **)

In diesem Sinne, daß nämlich hinter dem „Zufall“ Gott steht, sagt auch ein Schriftsteller: „Der Zufall ist der kleine Finger an der Hand des Allmächtigen“ Und Schiller sagt:

„Es gibt keinen Zufall,
Und was uns blindes Ungefähr nur dunkelt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.“

Aber ach! viele sehen hinter dem „Zufall“ rein nichts, nur eine gähnende Leere und dunkle Nacht. Für sie gibt es nur ein blindes Walten und Geschick. Kein fühlendes Herz, kein sehendes Auge, kein hörendes Ohr, keinen guten Gott und Vater

*) In der lutherischen Uebersetzung ist das Wort vermieden, es steht aber im Urtext und auch in den meisten deutschen Uebersetzungen, so in der Elberfelder, in der von Bunz, von Raußsch u a m

***) Hebr 11,6, Ruth 1, 16 17

IV.

voll Rat, Weisheit und Liebe kennen diese Armen. Ohne Gott und ohne Hoffnung gehen sie durch's Leben einer dunklen Ewigkeit entgegen. Aber doch sind manche dieser Armen schon aus ihrer Dunkelheit durch „Seine Majestät den Zufall“, wie der König Friedrich II. von Preußen, der alte Friß, den Zufall nannte, aufgeweckt worden, um dann ernstlich Gott zu suchen; und sie fanden Ihn. Er läßt sich ja so gern von Seinen Menschenkindern finden; ist Er doch zu uns herabgekommen in Seinem geliebten Sohne, um selbst zu suchen und zu retten das Verlorene. —

Was die Erzählungen betrifft, die das Büchlein bringt, und die zumeist schon in den verschiedenen Jahrgängen meines Familienkalenders: „Der Botschafter des Friedens“ erschienen sind, nur hier unter verschiedenen Kapiteln gruppiert wurden, so sind sie natürlich, soweit wir wissen, alle wahr. Nur betreffs der Geschichte „Die Totenfeier“ (Seite 80), die zuerst in den „Zeugnissen eines alten Soldaten“ erschien, hat mich der Herausgeber derselben freundlichst benachrichtigt, daß sie (zufolge einer Zuschrift von seiten einer Verwandten eines der beiden beteiligten Verunglückten) nicht auf Wahrheit beruhe; diese Geschichte war brieflich von Bern aus dem Herausgeber der „Zeugnisse“ als verbürgt mitgeteilt worden und war leider, als wir dessen gütige Berichtigung erhielten, schon gedruckt. —

Wir übergeben das Büchlein nun der Hut Gottes, daß Er es geleiten wolle auf seinem Wege und seinen Inhalt in Gnaden an manchem Herzen segne, sei's zur Stärkung des Glaubens und Vertrauens in Gottes Fürsorge und Leitung, sei's zur Erweckung eines wahren Verlangens in mancher noch umnachteten Seele nach Ihm und Seinem Heil und Frieden in Christo.

Darmstadt, am 11. November 1905.

Der Herausgeber.

Inhalts-Verzeichnis.

Kapitel I.

Finden Gebete des Glaubens Erhörung?

Nr.	Seite
1. Die sinkende Sonne	1
2. Das verwechselfte Kleidungsstück	2
3. Der aufgefundene Fehler	4
4. Hilfe in der Teuerung	5
5. Der fremde Zahler	7
6. Der Nordpolfahrer Hanfen	8
7. Rettung auf dem Meere	9
8. Rettung in Feuergefähr	11
9. Die betende Wäscherin	12
10. Ein betender Vater	19
11. Speners jüngster Sohn	21
12. Eine betende Mutter	22
13. Die betenden Geschwister	27
14. Noch eine Trinkergeschichte	33

Kapitel II.

Gibt es wunderbare Ahnungen und Träume, die sich erfüllen?

1. Der verhütete Eisenbahnunfall	37
2. Das bewahrte Enkelkind	38
3. Johannes Henke	39

VI.

Nr.	Seite
4. Gehe nach Basel!	41
5. Gehe nach Bodmin!	42
6. Der Fahrstuhl	44
7. Eine Todesahnung	45
8. Der Bibelbote	47
9. Gottes Hand in Feindesland	48
10. In Gefahr im Feuer	52
11. In Gefahr im Wasser	53
12. Die Gefahr im Schacht	54
13. In Gefahr unter Wilden	56
14. Das wiedergefundene Manuskript	59
15. Wider Erwarten genesen	60
16. Durch einen Traum entlarvt	62
17. Vergebliche Warnung	64

Kapitel III.

„Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“

1. Beim Kartenspiel	66
2. Der Ritt zur Hölle	67
3. Die Einladung zur Beerdigung	67
4. Auf dem Tanzboden	67
5. Dreimal 24 Stunden	68
6. Der Flucher	69
7. Das letzte Mal in der Kirche	69
8. Zum Nachtessen bei Gott	70
9. Zum Mittagessen in der Hölle	71
10. Das ist auch eine Hölle	71
11. Das Lügenbuch	73
12. Der Lästlerer auf dem Meere	74
13. Durch ein Gericht befehrt	75
14. Die Cholera	77

VII.

Nr.	Seite
15. Heilig . . . ist der Herr Zebaoth	77
16. Die erhobene Sense	78
17. Ein Begräbniß, wie's der Frevler begehrte	78
18. „Mich kriegt er noch lange nicht“	79
19. Der Atheist	79
20. Der Vertrag mit dem Totengräber	80
21. Die Totenfeier	80
22. Die Schauspielerin und der Tod	82
23. Beim Wort genommen	82
24. Wohl dem, der nicht sitzt, da die Spötter sitzen	83
25. Das erfüllte Gelübde	83
26. Der Lästlerer im Gewitter	84
27. Wer ward getroffen?	85

Kapitel IV.

Hilfe in der Not und Bewahrungen vor Unglück.

1. Die tote Dohle	87
2. Der Studentenstreich	93
3. Die an den Strand gespülte Flasche	95
4. Die Pfändung	96
5. Die verlorene Uhr	97
6. Der Ziegelstein	100
7. Der gerettete Rechnungsrat	100
8. Die Motte	101
9. Die Nadel im Brezel	105
10. Die Gebetsglocke	105
11. Der liegengebliebene Korb	106
12. Im Falle aufgehoben	106
13. Der aufgeschüttete Sand	107
14. Ein vereiteltes Attentat	107

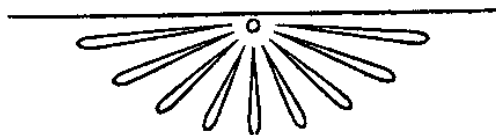
VIII.

Nr.	Seite
15. Das verhütete Unglück	108
16. Die weggewehrte Mütze	109
17. Die entlaufenen Zugtiere	109
18. Der vereitelte Brand	110
19. Der plötzliche Regenschauer	111
20. Die Reinigung der herrschaftlichen Gruft	112
21. Die geretteten Kinder	114
22. Ein Dieb als Lebensretter	114
23. Das Kind und die Schützen	115
24. Das verkehrt gezogene Signal	116
25. Die dünne Nähnadel mit dem dicken Faden	117

Kapitel V.

Wunderbare Befehrungen.

1. Das zersprungene Glas	120
2. Die Klapperschlange und der Indianerstamm	122
3. Von Gottes Wort getroffen	125
4. Das weggeworfene Testament	126
5. Der Student in Halle	127
6. Ein Brand aus dem Feuer	131
7. Ein Sohn des Meeres	133
8. Der zugeschnittene Grabstein	137
9. Der unterbrochene Stapellauf	137
10. Der sehend gewordene Professor	139
11. Eine Seegeschichte	140
12. Das eingeklemmte Tauende	142



1. Finden Gebete des Glaubens Er- hörung?

1.

Die sinkende Sonne.

Vor nicht langer Zeit trieb ein kleines zerbrechliches Boot mit acht verkommenen, ja, dem Sterben nahen Menschen auf dem wilden, tosenden Meere. Es war ein Schiffskapitän mit sieben seiner Matrosen. Das Schiff, auf dem sie sich befunden hatten, war irgendwo gestrandet, und nur mit knapper Not hatten sie sich, indem sie das Rettungsboot schnell vom Schiffe lösten und in dasselbe hineingesprungen waren, retten können. — Seit acht Tagen waren sie bereits so umhergetrieben, sie waren dem Verhungern und Verschmachten nahe und dazu elend von Kälte und Nässe; schon hatten sie die Sprache verloren, und konnten sich nur noch gegenseitig durch Zeichen verständlich machen. Am achten Tage sahen sie endlich in weiter Ferne ein Schiff, und mit der Anstrengung aller ihrer letzten Kräfte zogen sie ein Ruder, an welchem sie eine Sacke befestigt hatten, in die Höhe, als Zeichen, daß hier sich Menschen in Not und Gefahr befänden.

Allein das Zeichen schien von niemanden gesehen worden zu sein, denn alsbald verschwand jenes Schiff ihren Blicken. — Gegen Abend, als die See hoch ging, und die Sonne im Begriff war unterzugehen, sahen sie abermals ein Schiff in der Ferne, und von neuem stellten

sie ihr Zeichen. Nun galt es im Ernst, sich bemerkbar zu machen und dies ohne Zögern, denn die Sonne war dem Untergang nahe; auch fühlten sie wohl, daß sie die Nacht nicht mehr überleben würden. — Da gedachte der Kapitän in seiner höchsten Noth des allmächtigen, allerbarmenden und allwissenden Gottes und bedeutete seinen Leidensgefährten, daß sie beten wollten, und es stieg aus bangen Herzen Gebet und Flehen zu Gottes Thron.

In der nämlichen Stunde saß der Führer des Schiffes, welches sie gesehen hatten, auf dem Deck, in seiner Bibel lesend. Da fiel ihm das Buch aus den Händen; er bückte sich, um es aufzuheben, und indem dies geschah, kam er dazu, einen Blick auf die sinkende Sonne über das Meer zu werfen, und dabei entdeckte er das entfernte Nothsignal, von der glühend feurigen Sonnenscheibe beleuchtet, doch nur eine kurze Sekunde, denn im nächsten Moment war die Sonne auch dem Gesichtskreis entrückt. Aber er hatte genug gesehen, um zu verstehen, was sich zutrug; und nach einer bangen Stunde, in welcher die armen Schiffbrüchigen bereits sich verloren glaubten, hörten sie Ruderschläge von einem Boot. Kurz darnach waren sie gerettet. —

2.

Das verwechselte Kleidungsstück.

Die alte Frau Schmidt war in Ehren grau geworden und hatte sich immer mit ihrer Hände Arbeit schlecht und recht ernährt, darum niemandes bedurft. Aber während des langen Winters war bittere Noth bei ihr eingekehrt, und eines Morgens stand sie mit dem Entschlusse auf, heute jemand um eine Gabe anzusprechen, nicht für sich,

sondern für ihre kranken Enkelkinder. Erst nach viel Gebet machte sich die Arme auf diesen sauren, bitteren Weg. Es war ihr erster Gang zu Menschen. Darum wollte sie aber auch nicht zu jedem gehen.

Im Gasthof des Ortes waren gestern mehrere junge Herren abgestiegen, Kandidaten, die irgend ein Examen ablegen wollten. An einen dieser Herren wollte die Greisin sich mit ihrer Bitte wenden.

Es war sehr früh am Morgen, fast niemand auf der Straße. Einem der jungen Leute aber hatte es keine Ruhe gelassen, er war noch früher aufgestanden, um vor den schweren Examenstunden noch einen Spaziergang zu machen. Da tritt Frau Schmidt zu ihm und bittet ihn mit herzlichen Worten um eine Gabe.

Er sieht sofort, daß dies keine Bettlerin von Profession ist, daß sie die Wahrheit spricht und gern hätte er ihr geholfen. Aber er hatte kein Geld. Wenige Groschen im Koffer, hier wirklich keinen Pfennig. Er sagt es der Frau, aber sie glaubt ihm nicht.

„Bitte, lieber Herr, sehen Sie doch in Ihrer Tasche nach, es ist gewiß Geld darin“, meinte die Alte.

Um sie zu überzeugen, faßte der Kandidat in die Tasche. Was ist das? Zwei harte Taler sind darin. Starr vor Staunen zieht er sie heraus, reicht sie der Frau, welche unter Tränen sagt: „O, lieber Herr, ich wußte ja, daß Gott eher ein Wunder tun, als mich alte Frau vergeblich bitten lassen würde!“

Ganz verwundert kehrt der Kandidat in den Gasthof zurück. „Es geschehen noch Wunder“, sagt er zu seinem Stubengefährten und erzählt ihm, was geschehen.

Dieser lacht herzlich. „Na, weißt du“, sagt er, „Gott macht keine Taschenspielerstücke. Ich will dir sagen, du hast meine Beinkleider angezogen — sieh, hier liegen

deine — und ich hatte zwei Taler darin, die du großmütig der Alten gegeben hast. Aber ich glaube selbst, Gott leitete heute früh deine Hand, daß du meine Hosen statt der deinigen griffst, damit die Alte nicht in ihrem Glauben und Gebet getäuscht würde.“

3.

Der aufgefundene Fehler.

Vor etwa 60 Jahren trat ein junger Mann als Buchhalter in ein größeres Geschäft der Schweiz ein. Bald darauf wurde die Inventur gemacht, und er mußte die Bilanz der Bücher in Ordnung bringen, was seit vier Jahren nicht mehr geschehen war. Dabei ergab sich ein Manko von 10 Franken und, trotz aller in solchen Fällen angewandten Mittel, konnte der Fehler nicht herausgebracht werden, immer fehlten die 10 Franken.

„Eines Abends“, so erzählte dieser Buchhalter, „ging ich traurig und mutlos in mein Zimmer hinauf. Seit sechs Tagen arbeitete ich ohne Erfolg an der Bilanz; mein Herr fing an, ungeduldig zu werden. Was soll ich tun? dachte ich. Ich glaube schon, daß Gott alles weiß und daß Er vielleicht auch sieht, wo mein Irrtum liegt; ich möchte gerne, Er käme mir zu Hilfe, allein ich wage es nicht, Ihn darum zu bitten. — Darauf legte ich mich nieder und müde, wie ich war, schlief ich bald ein.“

Hatte ich wirklich gebetet? Ich weiß es nicht. Aber in meinen Träumen sah ich alle meine Bücher vor mir. Das Hauptbuch, das Tagebuch, sie liegen offen auf meinem Bureau. Ich addiere, addiere, es wird dunkel, ich sehe nichts mehr, meine Rechnung verwirrt sich; ich schließe

meine Bücher und rufe: „Ach Gott, erbarme Dich meiner!“ Auf einmal wird es hell, ich erhebe den Kopf und sehe an der Zimmerdecke mit feurigen Buchstaben geschrieben: „Februar 1839.“

Damit erwache ich. — Eilig kleide ich mich an, keinen Augenblick zweifelnd, daß Gott meinem schwachen Glauben entgegengekommen. Ich gehe ins Bureau hinunter, zünde ein Licht an, öffne das Tagebuch bei dem bezeichneten Monat und finde den Irrtum, einen einfachen Additionsfehler. —

Diese Begebenheit machte auf mich einen sehr tiefen Eindruck. Der Gedanke, daß Gott da ist, daß Er mein irdisches Geschäft kennt, daß Er alle meine Zahlen sieht, ergriff mich tief und ich sagte mir: Gott will dich haben; du kannst Ihm nicht entkommen; du mußt dich Ihm ergeben. Dies wurde für mich der Anfang eines neuen Lebensabschnitts, und bald darauf wurde mir Gottes Liebe eben so gewiß, wie Seine Allwissenheit und Seine Allgegenwart.“

4.

Hilfe in der Teuerung.

Dem jetzt lebenden Geschlecht ist wohl wenig mehr bekannt von dem Notjahr 1816—17, denn fast alle, die jene Zeit durchgemacht und durchgekämpft haben, sind nicht mehr auf Erden; aber es kann nichts schaden, wenn doch zuweilen an jene Zeit erinnert wird. Es kostete damals der Scheffel Korn 40 Gulden, was nach unserem Gelde 70 Mark war. Wie konnte der Arme eine solche Summe erschwingen? Brot von Linsenmehl mit geriebener Baumrinde war vielfach das Brot der Armen, Wurzeln der wilden

Möhre mit zerhackten Brennesseln ihr Gemüse. Ach, wie ganz anders leben heutzutage auch die Vermissten, und wie wenig Dank erntet der Vater im Himmel. Nun damals war es, als eine arme Frau in M., Oberamts U., „kein Mehl im Sad, kein Del im Krug,“ ~~sehen mehrere d. h.~~ Tage keinen Bissen Brot mehr im Hause hatte; die Noth war bis aufs höchste gestiegen. Da fiel sie in ihrem Kämmerlein auf ihre Kniee und flehte zu Dem, der die Raben speist. Während sie auf den Knieen lag, kam ihr der Gedanke, nach ihren Kartoffeln auf dem „Behleswasen“ zu sehen. Zwar war es erst Frühjahr und die Kartoffeln waren kaum erst gesteckt worden; aber doch trieb sie's, ihre Haue zu nehmen. Sie fand die Kartoffeln kaum erst nußgroß; beim ersten Hieb jedoch kam ein Knopf zum Vorschein, den sie für Messing hielt. Weil er aber auffallend schwer war, trug sie den vermeintlichen Messingknopf zu dem damaligen Apotheker W. in M. Dieser erklärte, daß es eine alte, römische Münze, ein sogenanntes „Regenbogen-schlüffele“ sei und bezahlte ihr 15 Gulden dafür. Jetzt war der Frau geholfen; dieses Geld reichte ihr bis zur Ernte. —

Eine ähnliche Gebetserhörnung erlebte 1852 eine Witwe in Noth. Ihre einzige Kuh, ihre Ernährerin, sollte am anderen Tag verkauft werden, weil sie dem Juden verpfändet war. In ihrer Noth ging die Frau in ihre Kammer und betete zum rechten Nothelfer. Während sie noch auf den Knieen lag, sprang ihr 10jähriger Knabe herein und brachte ein Geldstück, das er im Garten unter einem Birnbaum auf einem Maulwurfsaufen gefunden hatte. Der Maulwurf hatte es zu Tage gefördert. Die Witwe suchte nach und fand noch zehn solcher Goldmünzen, die ohne Zweifel im dreißigjährigen Krieg dort vergraben worden waren.

Der fremde Zahler.

Hier sei ein Fall aus Spurgeons Leben erzählt, den er selbst berichtet hat. Spurgeons Waisenhaus erfordert jährlich etwa 300000 Franken Unterhaltungskosten. Als Spurgeon einst von der Reise zurückkehrte, sagte ihm der Inspektor des Waisenhauses: „Es sind nur noch etwa 1250 Franken in der Kasse.“ — Nun waren aber große Zahlungen zu machen und Spurgeon wurde recht bestürzt. Doch faßte er sich schnell und sagte: „So wollen wir Gott um das Geld bitten, das wir brauchen.“ Alle knieten nieder und beteten. „Nun,“ sagte Spurgeon, als sie sich niedergesetzt hatten, „wollen wir sehen, was wir selbst tun können.“

Mit diesen Worten nahm er ein Stück Papier und schrieb 50 Pfund (1250 Franken) als seinen Betrag darauf und schob es seinem Nachbar zu. Als es um den ganzen Tisch gegangen war, betrugen die Zeichnungen 12500 Fr. Aber das reichte noch lange nicht hin.

„Ich kam,“ erzählt Spurgeon weiter, „an jenem Abend mit so schwerem Herzen nach Hause, als ob es brechen wollte. Müde ging ich in mein Zimmer, da hörte ich unten an der Haustüre mein Mädchen mit einem Fremden lebhaft reden. Der Fremde wollte mich durchaus sprechen, das Mädchen aber wollte niemand mehr zu mir lassen, weil es so spät und ich so müde war. Ich rief: „Was gibt's denn da?“ worauf der Herr an der Türe heraufrief: „Ach, Herr Spurgeon, ich komme von weit her. Als ich in Indien war, gelobte ich mir, Ihnen für Ihr Waisenhaus 700 Pfund (17500 Franken) zu geben und hier ist nun das Geld!“ —

Am nächsten Morgen brachte nun die Post nochmals die gleiche Summe. Spurgeon sagte: „Ich war jetzt wieder

einmal wie im dritten Himmel und habe seitdem nie wieder gesorgt. Und niemals hat ein Pfennig Schulden auf dem Waisenhaus gehaftet.“

6.

Der Nordpolfahrer Nansen.

Unsere Leser haben gewiß alle, alt und jung, von dem kühnen schwedischen Nordpolfahrer Nansen gehört. In seiner Begleitung befanden sich einige Norweger, wetterfeste, unerschrockene Männer, und zwei Lappländer, die ja mit Eis und Schnee vertraut sind, da der hohe Norden ihre Heimat ist. Diese beiden, einfache Rentierhirten waren Christen, der eine 45, der andere 25 Jahre alt. Ihr größter Schatz war ein Neues Testament in lappländischer Sprache, in dem sie täglich lasen; und in den größten Gefahren, in Sturm und Meerestosen war ihr erster Gedanke stets dieses Büchlein, ihr Teuerstes, zu retten.

Einst war das Boot, das die Reisenden trug, mitten in das Eis geraten und eine große Scholle hatte sich unter das Fahrzeug geschoben und es emporgehoben, sodaß man es nicht mehr lenken und bewegen konnte. Bald war es gänzlich festgefroren und die kühnen Männer schwebten in großer Gefahr, mit der Eisscholle hinausgetrieben zu werden in das Weltmeer. Dort wäre ein solch kleines Boot unrettbar verloren gewesen. Die einzige Hoffnung, daß der Wind die schwimmende Eissinsel dem Ufer zutreiben würde, war sehr gering. In ihrer Angst verließen die Gefährten das Boot und fragten sich voll Sorge, ob die nächsten Stunden ihnen den Tod oder die ersehnte Rettung bringen würden.

Da, erzählt Nansen, vermifste er plötzlich die Lappländer. Nach längerem Umschauen entdeckte er, daß über das verlassene Boot ein großes, altes Segel gespannt war, und als er einen Zipfel desselben aufhob, sah er darin die Gesuchten, wie sie andächtig im Neuen Testament lasen, ihre Umstände dem Herrn vortrugen und um Rettung aus der Todesnot zu Gott flehten.

Nansen, obwohl selbst kein überzeugter Christ, wurde durch diesen Anblick tief ergriffen und entfernte sich leise. Bald erhob sich ein furchtbarer Sturm, der die Eisscholle in das offene Meer hinaus zu treiben drohte. „Gerade aber, als es am schlimmsten aussah,“ erzählte später einer der Beteiligten, Kapitän Sverdrup, „und es schien, als sollte unsere Scholle in die stärkste Brandung hineingeschleudert werden, veränderte sie plötzlich ihren Kurs (Richtung) und steuerte mit ganz erstaunlicher Schnelligkeit dem Lande zu. Es machte den Eindruck, als würde sie von einer unsichtbaren Hand gelenkt. Die Gefährten waren gerettet.“

7.

Rettung auf dem Meere.

Der deutsche Missionar Frey, der in Ostindien gearbeitet hat und Krankheits halber nach Europa zurückkehren mußte, reiste vor kurzem von Bombay ab, um den Weg ums Kap nach Europa zu machen. Als man in die Nähe von St. Maurice kam, trat ein solches Wetter ein, daß der Kapitän einen argen Sturm voraussah. Dieser kam auch mit furchtbarer Gewalt, legte sich jedoch abends wieder; als aber die Sonne aufgegangen war, kam der

Orkan mit neuer Stärke, und das Wasser brach an einer am Schiffe angebrachten Badeanstalt ein Loch in das Schiff, durch welches die Flut mit aller Macht eindrang. Alle Bemühungen, das Wasser zurückzuhalten, waren vergeblich, und das Schiff fing an zu sinken. Da kam der Kapitän zum Missionar und forderte ihn auf, zu den Passagieren zu gehen und ihnen zu verkündigen, daß sie in einigen Stunden in der Ewigkeit sein würden.

Unter den Reisegefährten befand sich auch die Frau eines Richters von Dharwar mit fünf Kindern. Es war ein jammervoller Auftritt, als die auf dem Krankenbett liegende Mutter die Botschaft von dem nahen Untergang des Schiffes hörte. „Soll ich mit meinen Kindern im Meere versinken? Soll ich meinen Gatten nicht wiedersehen? Kann ich noch Vergebung der Sünden erlangen? Ich habe Jesum hinten an gesetzt!“ So schrie sie einmal ums andere. Frey wies sie zu Jesu. Die Todesstunde war für alle gekommen. Zwei der Kinder klammerten sich an die Mutter an, eines hielt der Missionar auf seinen Armen und eines die Magd. Und so warteten sie, bis die Tiefe sie verschlingen würde. Der Tod klopfte draußen mit furchtbaren Fausthieben an die Planken des Schiffes. Mit den Kindern und dem Mädchen fällt der Missionar alsdann auf die Kniee und fleht: „Herr Jesu, Du hast in den Tagen Deiner Niedrigkeit in ähnlicher Not Deinen Jüngern geholfen. Du bist immer noch derselbe, hilf auch uns! Und wenn Du uns nicht erhören willst, so nimm doch diese alle an, rette ihre Seelen. Jesus rette uns!“

So betete er und rang mit dem Herrn; da drehte sich auf einmal der Wind und warf das Schiff auf die andere Seite, so daß das Loch hoch über den Wasserspiegel gehoben wurde und kein Wasser mehr eindrang.

Nun wurde mit gewaltiger Anstrengung das Wasser herausgearbeitet: das Schiff wurde leer und das Deck verstopft.

Da sprach der gottlose Kapitän, wie vor Zeiten die Zauberer Aegyptens: „Das ist Gottes Finger!“

8.

Rettung in Feuersgefahr.

Am Abend des 6. Februar 1900 saßen wir — so schreibt eine dem Herausgeber des Büchleins befreundete Pflegerin in einer christlichen Heilanstalt für Schwachsinnige in A. bei Schmalkalden — wie üblich in unserem Wohnzimmer beisammen, als plötzlich gegen 9 Uhr der Ruf „Feuer“ ertönte. Von Schrecken erfüllt, suchte jedes sich Gewißheit zu verschaffen, wo es brenne. Der helle Schein des Feuers belehrte uns bald, daß es in nächster Nähe sein müsse, und wirklich brannte schon eine Scheune in unserer Nachbarschaft lichterloh und in kurzer Zeit eine zweite, welche kaum zwanzig Schritte von unseren Scheunen entfernt stand. Bei dem herrschenden Ostwinde flogen die Funken wie Schneegestöber über unsere Häuser und Scheunen hinweg. Nun galt es vor allem, die Kinder in den oberen Räumen aus den Betten zu nehmen und in den Aufenthaltsaal zu bringen, damit sie bei größerer Gefahr schneller in Sicherheit gebracht werden konnten. Die Pfleglinge im Knabenhaus, welches letzteres unter Gottes Zulassung zuerst ein Raub der Flammen hätte werden müssen, wurden im Hause des Herrn M. untergebracht. Unhaltend flehten und riefen wir dabei zum Herrn, daß Er sich als unser mächtiger Helfer erweisen möchte, umsomehr, da uns auch menschliche Stützen weggenommen wurden; denn als die Gefahr für uns am größten schien, mußte ein Teil der

Feuerwehrmannschaft, die zur Rettung herbeigeeilt war, wieder umkehren, da auch in ihrem eigenen Dorf Feuer ausgebrochen war. Wir riefen nur ernster zum Herrn; und siehe, was geschieht? Er, der Seine Engel zu Winden macht und Seine Diener zu einer Feuerflamme, gebot dem Winde, und er drehte sich augenblicklich wunderbar und trieb die Flammen von unserem Gebäude weg. Die Gefahr war abgewandt, und unsere Anstalt und alles, was dazu gehörte, gerettet. Auch die Leute aus dem Dorfe erkannten Gottes Hand darin und gaben Ihm die Ehre.“

9.

Die betende Wäscherin.

Frau Martin in S. war eine arme Witwe. So lange ihr Mann lebte, hatte sie ein gutes Einkommen, und da sie eine verständige und sparsame Hausfrau war, ging sie mit ihrer Einnahme recht haushälterisch um und legte einen Sparpfennig zurück für spätere Tage. Plötzlich starb ihr Mann, und ihr kleines Ersparnis mußte angebrochen werden. Frau Martin war aber ein Kind Gottes und wollte als solches nicht klagen wie die Welt. Da sie aber mit ihrem Manne ein Herz und eine Seele gewesen war, empfand sie den großen Verlust recht schwer, und man sah sie in den ersten Wochen fast beständig weinen und sich abhärmen. Der fortwährende Kummer und Gram der Mutter aber war nicht ohne nachteiligen Einfluß auf die Kinder. Das jüngste von ihnen, die kleine Johanna, hatte oft heftige Schmerzen und war daher ohnehin wenig freundlich und zum weinen geneigt und verdrießlich. Die anderen Kinder, denen die Mutter jetzt wenig Aufmerksamkeit schenkte, begannen auch eigensinnig und widerspenstig zu werden,

so daß allmählig die Sonne der Freundlichkeit völlig aus dem Hause wich. Das Geld in der Sparkasse schmolz auch zusammen, und als der Rest geholt war, wußte Frau Martin keinen Rat, wie sie durchkommen sollte. Von Sorgen gequält, sah man sie denn oft recht gedrückt einhergehen. Doch Gott brachte Sein gebeugtes Kind wieder zurecht. Er richtete sie durch Sein kostbares Wort auf. Als sie nämlich eines Tages in der H. Schrift las, fiel ihr die Stelle in die Augen, darin der Herr Seine Jünger ermahnt, „daß sie allezeit beten und nicht ermatten sollten.“ „Nun,“ dachte sie, „das habe ich noch nicht getan. Ich bin sehr kleinmütig und in der letzten Zeit ganz matt geworden.“ Zugleich gedachte sie an ein anderes Wort aus den Psalmen: „Harre auf Gott! Denn ich werde Ihn noch preisen!“ Diese beiden Worte zusammen wirkten so gesegnet auf die junge Witwe ein, daß ihr Kleinmut ganz schwand, und sie sagte zu sich selbst: „Beide Sprüche stehen in der Bibel; und ich will sie beherzigen und erproben.“ Flugs nimmt sie die Feder und schrieb die beiden Sprüche auf ein freies Blatt in ihrer Bibel und zwar so, als ob die beiden Stellen zusammen gehörten und nur einen Spruch gebildet hätten: „Bete allezeit und ermatte nicht; harre auf Gott, denn ich werde Ihn noch preisen.“

Der Herr Jesus sagt einmal: „Meine Worte sind Geist und sind Leben.“ So erwiesen sie sich auch bei Frau Martin. Der finstere, drückende Geist des Unmuts und der Verzagtheit wich, und sie betrachtete ihre Lage und Umstände hinfort mit ganz anderen Augen. Gottes Friede füllte ihre Seele wieder, denn sie brachte Ihm alle Sorgen im Gebet mit Kindeszuversicht. Auch gab ihr Gott einen guten Gedanken ein, was sie tun sollte.

Vor ihrer Verheiratung war sie in einer großen

Wäscherei tätig gewesen, und hatte, da sie sich sehr geschickt gezeigt, besonders in der Behandlung der feineren Sachen, wie Spitzen, Musselin und der feinen weißen Kleider, einen hohen Lohn verdient. So zog sie denn in ein Häuschen, das auf einer herrlichen Anhöhe stand vor einem freien Platz, der sich zum Trocknen der Wäsche vorzüglich eignete. Den Rest ihres ersparten Geldes benutzte sie recht weislich zum Anschaffen von einigen Zubern und anderen nötigen Dingen; und da sie als gute Wäscherin bekannt war und es immer mehr wurde, bekam sie so viel Arbeit, daß sie sich nach einer Hilfe umsehen mußte. Ihre Wahl fiel auf die alte Susanne, welche in der Nachbarschaft wohnte und von ihrem Manne treulos verlassen worden war. Sie war kräftig, ehrlich und fleißig, aber sehr ungeschickt und unbeholfen. Eine linke Hand ist sehr nützlich, aber manche Leute scheinen zwei linke Hände zu haben, und die alte Susanne war eine von diesen. Wenn sie an einem Korb mit fertiger Wäsche vorbeiging, stieß sie denselben sicher um. Ging sie Wäsche auf, so konnte man zehn gegen eins wetten, daß etwas in den Schmutz fiel und neu gewaschen werden mußte, und wie oft warf sie die Schüssel mit der Stärke um! Jeden Tag hatte sie in der Waschküche oder im Bügelzimmer gewiß ein kleines oder größeres Mißgeschick. Frau Martin nahm sich zwar im Herzen vor, die gute Alte mit aller Schonung und freundlich zu behandeln, aber manchmal riß ihr doch der Geduldsfaden, und in ihrem Aerger entfielen ihr denn auch wohl unzarte Worte, wie dies bei uns schwachen Menschenkindern leider vorkommen kann. Susanne fing dann bitter an zu weinen und zu klagen, sie sei zu nichts nütze auf der Welt, Frau Martin solle sie doch fortschicken u. a. m.; und diese mußte sie dann wieder trösten. Eines Tages sagte Frau Martin zu Susanne: „Wir wollen dem bösen Feinde nicht Raum

geben und den Sieg lassen, sondern miteinander beten. Der Herr kann dir und mir helfen, daß alles besser geht.“ Von der Zeit an vereinigten sich die beiden Frauen jeden Morgen vor der Arbeit etwa ein Viertelstündchen zum Gebet. Gott hörte auf ihr Flehen und half ihnen. Die alte Susanna wurde ruhiger im Gemüt und verrichtete ihre Arbeit besonnener und besser. Auch Frau Martin genoß den Segen des Gebets und alles ging nun viel besser als früher. Die tägliche Andacht morgens wurde ihnen beiden zuletzt ein wahres Bedürfnis und ein rechter Segen.

Den ganzen Winter hindurch ging die Arbeit gut, und sie verdienten reichlich; aber im Frühling gab's trocknes Wetter und je näher man dem Sommer rückte, desto spärlicher wurde das Wasser. Dazu war in H. erst vor kurzem die Wasserleitung gelegt worden, und der Zufluß deckte noch kaum den Bedarf. Zum Unglück wurde der große Wasserbehälter auch noch schadhast, und ehe der Schaden ausgebessert war, ging viel Wasser verloren. Jeder durfte nur ein gewisses Quantum Wasser verbrauchen, und da der Wasserstand im Behälter immer sehr niedrig war, sah das Wasser dazu noch recht trüb und schmutzig aus und mußte mit Kalk gereinigt werden. Der Kalk aber machte das Wasser so hart, daß man kaum damit waschen konnte, wenigstens weit mehr Mühe und Arbeit hatte als sonst, und die Wäsche wurde dabei doch nicht recht rein und schön. Alle Wäschereibesitzer kamen zu Schaden und Frau Martin mußte dasselbe Loß teilen.

Aber wie immer, so nahm unsere Freundin mit ihrer fleißigen Gehilfin ihre Zuflucht zum Gebet, und sie arbeiteten, so gut sie konnten, bis Mitte Juni.

Da stand die Sache schlecht; nur ein klein wenig Wasser floß, nicht genug, um die Wäsche rechtzeitig abzuliefern zu können. Dazu war es die wichtigste Zeit im

Sahr, da jetzt die Leute ihre Vorhänge und die weißen Kleider zur Wäsche brachten.

Jetzt begann Susanna im Glauben wankend zu werden. Sie hatte sich, seitdem die Gebetsstunde eingeführt war, immer recht gefreut und auch einmal geäußert, lieber wolle sie das Frühstück entbehren als das Gebet. Als aber die Hilfe verzog, wurde sie matt und verzagt. Es erging ihr, wie Salomo sagt: „Langes Harren macht das Herz krank,“ und eines Tages äußerte sie gar: „Unser Gebet wird die Wasserleitung auch nicht füllen.“ Frau Martin aber sagte: „Der Herr sagt, daß wir allezeit beten und nicht ermatten sollen. Ich weiß auch nicht, wie Gott helfen wird, aber ich vertraue fest auf Ihn. Mein Spruch ist: „Harre auf Gott, denn ich werde Ihn noch preisen.“

Infolge des Wassermangels mußte die Arbeit nun ganz eingestellt werden. Susanne stellte eines Nachmittags die Zuber hin und ging heim. Frau Martin aber setzte sich an den Nähtisch und benutzte die unfreiwillige Mußezeit dazu, die Kleider ihrer Kinder auszubessern. Dabei dachte sie darüber nach, wo sie die bald fällige Miete und das Brot für ihre vier Kinder hernehmen sollte. Aber wie David, so stärkte auch sie sich in Gott; und nachdem sie ihr Herz vor dem Herrn ausgeschüttet hatte, sagte sie noch leise vor sich hin: „Harre auf Gott! Denn ich werde Ihn noch preisen.“

Kaum waren diese Worte über ihre Lippen gekommen, da hörte sie vor dem Hause auf dem Kiesweg Tritte. Eine Dame im Reiseanzug, die fortwährend mit prüfendem Blick die Häuserreihe betrachtete, kommt durch den Gartenpfad und ruft zu dem geöffneten Fenster in die Stube hinein: „Entschuldigen Sie, ist dies hier nicht „Vor der Höhe?“ Ich habe in meiner Kindheit hier gewohnt, kann

mich aber gar nicht mehr zurechtfinden.“ „Ja wohl,“ antwortete Frau Martin, „hier ist „Vor der Höhe.“ Aber, nicht wahr, hier hat sich viel geändert. Nebenan ist ein Haus abgerissen worden, um Platz für die Straße zu gewinnen und weiterhin sind andere Häuser hingestellt worden.“ „Ach so, dann kann ich's wohl verstehen,“ entgegnete die Fremde. „Das Haus nebenan war mein Geburtshaus. Ich bin eben auf der Durchreise und komme vom Bahnhof, wo ich mein Gepäck gelassen habe, um den Platz meiner frohen Kindheit noch einmal aufzusuchen.“ „Dann sind Sie aber gewiß recht müde,“ fuhr Frau Martin fort, „der Weg ist weit und die Sonne brennt heute wieder recht heiß. Treten Sie doch, bitte, ein in unser kühles Zimmer und ruhen Sie ein wenig aus.“ Die Fremde nahm das freundliche Anerbieten dankbar an und bat um einen Trunk Wasser. Frau Martin reichte es ihr mit dem Bemerkten, daß es nicht frisch sei, da es so spärlich während der trockenen Jahreszeit fließe. Diese Worte führten dann zu einer Unterhaltung über den Wassermangel und die Verlegenheit in der Wäscherei. „Aber haben Sie denn keine Pumpe im Hause?“ fragte die Dame erstaunt. „Nein,“ sagte Frau Martin, „da war wohl eine Pumpe im Hause; aber als wir einzogen, nahm sie der verstorbene Hausherr weg, weil sie, wie er meinte, immer viel Reparaturkosten verursache und sie überflüssig geworden sei, da wir jetzt die Wasserleitung hätten.“ „Aber wir hatten,“ sagte Frau Wendt, die Besucherin, in unserem Hause, das dicht neben diesem stand, einen guten Brunnen; und dieser ging, wie ich glaube, auch unter diesem Hause her. Und dann ist's gewiß, daß er noch da ist und Sie gutes Wasser und reichlich Wasser im Hause haben, und Sie wissen es nicht.“ —

Das war natürlich eine frohe Botschaft für Frau

Martin in ihrer Not; und da die Dame ihrer Sache ganz gewiß war, sandte sie auf der Stelle eines der Kinder, um einen nicht weit abwohnenden Maurer zu rufen, daß er komme und die Sache untersuche. Ja, so war es. Unter den Platten im Keller war ein herrlicher Brunnen mit bestem Wasser. Der Maurer holte sogar einen Eimer voll herauf, und die beiden Frauen tranken daraus mit großer Freude und Dank. —

„Frau Wendt,“ sagte Frau Martin, „Sie hat der Herr zu mir gesandt. Er weiß, wie ich ohne Unterlaß zu Ihm gebetet habe, wie Er auch im Evangelium sagt, daß wir „allezeit beten und nicht ermatten sollten; harre auf Gott, denn ich werde Ihn noch preisen.“ —

Frau Wendt reiste wieder weiter und Frau Martin war geholfen. Am nächsten Morgen nahmen Frau Martin und die alte Susanne ihre Arbeit wieder auf, aber auch das gewohnte gemeinsame Gebet, nur daß diesmal des Lobens und Preisens mehr war als des Betens und Flehens. Susanne aber war tief beschämt, daß sie so bald allen Mut verloren hatte, doch war die Freude über die Hilfe bei allem Schmerz über die von Gott empfangene Demütigung kindlich groß.

Der Sommer, der mit einer großen Prüfung für Frau Martin begann, war einer der einträglichsten, den sie erlebte; denn alle Welt wollte jetzt von ihr gewaschen haben, da sie allein reichlich und gutes Wasser hatte. Wertvoller aber als die neu entdeckte Quelle im Hause, die auch in der Dürre nicht versiegte, war für Frau Martin die Bestätigung, daß der Glaube in Gott eine lebendige und ewige Quelle besitzt, die nicht versagt.

10.

Ein betender Vater.

Im Jahre 1854 kam in Indien ein Muhammedaner zum seligmachenden Glauben an den Sohn Gottes. Unter dem Namen Mian Paulus ist er beinahe 20 Jahre lang als einer der hingebendsten indischen Christen bekannt gewesen. Nicht nur blieb er seinem Bekenntniß trotz der schwersten Verfolgung treu, sondern er begleitete auch die Missionare auf den Predigtreisen und zeigte dabei solchen Eifer, daß sie sich nicht selten durch ihn beschämt fühlten. So spornte er einmal den jungen Missionar Ball an, mit ihm nach Batala zu reisen, um auch in dieser Feste des Muhammedanismus das Wort vom Kreuz zu predigen. Auf dieser Reise ereignete sich etwas, das dem damaligen Missionar unvergeßlich geblieben ist.

Es war eine helle Mondscheinnacht. Die Reisenden hatten ihr Ziel erreicht und Missionar Ball saß in seinem Zelt, das seine Begleiter ihm nicht fern von der Stadt aufgeschlagen hatten, neben ihm der liebe alte Paulus. Zuerst wurde der Schlachtplan für den folgenden Tag entworfen, vom Fanatismus der Einwohner und anderen Hindernissen gesprochen; dann kam die Rede auf Narowal, die Heimat des Paulus, auf seine Verwandtschaft, auf seine Söhne. Von diesen konnte er nur mit Tränen reden. Sie waren alle erwachsen und äußerlich in guten Verhältnissen, aber — und das war der Schmerz seines Lebens — sie wollten von Christo nichts wissen. Alle seine Bekehrungsversuche waren umsonst gewesen. Der Missionar konnte nicht viel sagen. Aber er bezeugte seine innigste Theilnahme, erinnerte an die Macht des Gebets und suchte den betrübten Vater so recht seine Liebe fühlen zu lassen. Jetzt war es Zeit zum Schlafengehen. Paulus wollte

sein einfaches Lager irgendwo draußen unter einem Baume aufschlagen. Der Missionar bat ihn, doch das Zelt mit ihm zu teilen. Das wollte er aus Bescheidenheit durchaus nicht annehmen. Unmittelbar neben dem Zelt, teilweise noch unter dem schützenden Bordach desselben — da legte er sich endlich zur Ruhe. Dem Missionar war es nicht ganz wohl dabei. Es schien ihm nicht recht, daß er drinnen im Zelt und der soviel ältere Paulus draußen schlafen sollte, aber er fügte sich.

Da, etwa um drei Uhr nachts, vernimmt er ein Geräusch. Er horcht. In den dünnen Blättern, die um das Zelt her liegen, rasselt es. Ganz leise Fußtritte sind vernehmbar. Offenbar hat Paulus sein Lager verlassen. Was kann er wollen? Ist er krank geworden? — Der Missionar hatte keine Ruhe, kleidet sich rasch an und tritt hinaus in den Mondschein. Wie still die Nacht! Nur das Schnarchen der unter den Bäumen schlafenden Diener und in der Ferne das Heulen eines Schafals zu hören. Von Paulus nichts zu sehen! Hat er sich am Ende in dem nahen Kornfelde versteckt? Aber wozu? Da auf einmal dringt ein Klagelaut an das Ohr des Horchenden. Er schreitet auf das Feld zu, und richtig, es ist Paulus, der da auf seinen Knien liegt und seine Stimme zu Gott erhebt. Solch ein Gebet hatte der Missionar noch nie gehört. Es war herzbrechend, die Klage des gebeugten Vaters über den Unglauben seiner Söhne mit anzuhören, wie er einen um den anderen beim Namen nannte und dann wahrhaftig priesterlich um seine Seele rang. Eine halbe Stunde stand der Missionar wie festgebannt. Dann schien es ihm, daß er eigentlich kein Recht habe, in dies Heiligtum sich einzudrängen. Schnell kehrte er in sein Zelt zurück, und es dauerte nicht sehr lang, so war auch Paulus wieder auf seinem Lager.

Einige Monate darauf wurde der Missionar nach Lafnau berufen. Der Abschied wurde ihm schwer, besonders vom alten Paulus, dessen letzte Worte noch waren: „Fahren Sie fort, für meine Söhne zu beten!“ Und siehe da, nach einiger Zeit kommt die Nachricht, daß sich einer von Ihnen zum Herrn bekehrt hat. Mehrere Jahre später folgte ihm ein zweiter; und als der alte Nian Paulus heimgeht, fehlt nur noch der dritte. Aber auch für diesen sollte noch die Gnadenstunde schlagen. Als am 27. Dezember 1874 in Marawal, auf eben dem Grund und Boden, der früher dem Paulus gehört hatte, eine Kapelle, die erste in jener Gegend, eröffnet wurde, da fand auch gleich eine liebliche Tauffeier darin statt: es war der jüngste Sohn des Entschlafenen, der bekehrt worden war und samt seiner bekehrten Frau jetzt in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen wurde, nachdem ein Jahr vorher sein Bruder Sadik Masih begonnen, das Evangelium zu verkündigen.

O, wie würde der gute Paulus sich gefreut haben, wenn er diesen Tag noch auf Erden hätte mitfeiern dürfen! Und wie würde er sich freuen, wenn er sehen könnte, wie sein Sohn Sadik noch heute in gesegneter, christlicher Arbeit steht und von Amritsar aus als Missionar die ganze Umgegend mit der Predigt des Evangeliums besucht und bedient.

II.

Speners jüngster Sohn.

Wir brauchen aber nicht nach dem fernen Indien zu wandern, um von dort eine Geschichte zu berichten, die dem Leser die Frage nahe legen soll: „Finden Gebete des

Glaubens Erhörung?" Und da es sich gerade um die Bekehrung von ungläubigen Verwandten handelt, seien noch einige Geschichten dieser Art aus unserem Land und der Neuzeit erzählt.

Der bekannte gläubige Theologe Philipp Jakob Spener, „der Vater des Pietismus," wie er oft genannt wird, erfuhr viel Herzeleid von seinem jüngsten Sohn Ernst Gottfried, der sich in der Jugend einem ausschweifenden Leben hingab. Spener flehte Tag für Tag zu Gott um die Rettung seines Sohnes, aber Jahre lang kam keine Antwort. Da ward eines Tages der Sohn vieler Gebete ernstlich krank und schon schien sein Geist entflohen und unversöhnt mit Gott, in die Ewigkeit gegangen zu sein. Da erwachte er wieder und sagte zu den Umstehenden: „Ich kann nicht sterben; die Gebete meines Vaters umringen mich wie Mauern.“ Darauf brach auch die Krankheit, der Kranke genas und zwar nicht nur dem Leibe, sondern auch der Seele nach und wandelte fortan mit Gott.

12.

Eine betende Mutter.

Noch sehe ich sie vor mir mit den scharfen, etwas eckigen Zügen, diese liebe, alte Jungfer, wie sie in ihrem Spezereiladen hantiert. Wenn kleine Kinder ans Schiebfenster pochten, da leuchtete das unschöne Gesicht und die dunkeln Augen bekamen etwas wie neuen Glanz! Sie fühlte sich einsam und verlassen in der großen, fremden Stadt, wo sie mit ihren Ersparnissen, die sie als Zimmerjungfer gemacht, ein kleines Geschäft übernommen hatte. Ein hübscher, kräftig gebauter Mann, seines Berufes

Reffelschmied, ging jeden Tag einigemale dort vorbei in die benachbarte Fabrik, und da er ein wenig Tabak einkaufte, gab ein Wort gelegentlich das andere und — die beiden heirateten sich. Sie war bald 50 Jahre alt, er ziemlich jünger und nichts weniger als zart besaitet. Nach und nach ergab er sich dem Trunke, was ihn leider immer tiefer herunterbrachte, dem Verderben zu. Selbst als ihnen ein liebliches Knäblein geschenkt wurde, blieb der Mann des Abends nicht zu Hause. Da saß die getäuschte Mutter mit dem Kinde und wartete halbe Nächte hindurch, bis der grobe Trunkenbold lärmend heimkam. Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Unsere liebe Freundin lernte in ihrem großen Jammer dringend und ernstlich beten und rief zum Herrn in ihrer Angst. Sie nahm die bestaubte Bibel vom Brette und las die köstlichen Psalmen, da kam ihr der Vers vor Augen Ps. 62,9: „Hoffet auf Ihn, liebe Leute, und schüttet euer Herz allezeit vor Ihm aus, Gott ist unsere Zuversicht.“ Und der treue Helfer half zur richtigen Zeit. Das einst so blühende Geschäftchen mußte schuldenhalber aufgegeben werden, die nette, behagliche Einrichtung wurde verkauft, da erkrankte der verblendete Mann und starb fast plötzlich. Was die Dulderin für ihn gebetet, wie sie Tag und Nacht zum Heiland ihrer Seele schrie, das ließ sich in der völligen Umwandlung seines ganzen Wesens leicht erkennen. Sie war denn auch der gewissen Hoffnung, daß ihr Mann selig gestorben sei. Dreierlei, schreibt ein frommer Gelehrter, wird uns einst drüben in der Ewigkeit in Verwunderung setzen: „Wie viele werden da sein, die wir gar nicht erwarteten. Wie manche werden fehlen, die wir bestimmt zu sehen hofften! Das merkwürdigste aber wird für uns das sein, daß wir selber da sind.“ — Ja, unser Gott ist ein eifriger Gott und ein

verzehrend Feuer, und jeder wäre elend umgekommen, wenn nicht das Blut Jesu Christi frei und rein machte von aller Sünde. — Nun zu unserer trauernden Witwe zurück! Um sich von ihrem Kinde nicht trennen zu müssen, entschloß sie sich, jede, selbst die größte Arbeit zu tun. Bald hatte sie als Wäscherin reichlich Brot, und ihre Treue und Dienstfertigkeit, ihr demütiges Wesen gewannen ihr im Sturm die Herzen vieler. Der kleine Junge wuchs heran zu ihrer Freude. Er war nicht nur sehr schön und verständig, sondern hatte ein kindliches frommes Gemüt. Wohl ahnte die ihn hütende, schützende Frau nicht, welchen Schmerz ihr dieses geliebte Kind noch bereiten würde. Aus ihrem eigenen Leben ist wenig Interessantes zu berichten, es verfloß ein Tag wie der andere. Gesund und kräftig, wie sie war, ging ihr die beschwerliche Arbeit 10 bis 15 Jahre lang leicht aus der Hand, sie schien gar nicht zu altern oder abzunehmen. Jedenfalls erstarkte ihr inwendiger Mensch immer mehr, und der Verkehr mit ihrem Heiland gestaltete sich von Jahr zu Jahr inniger. Sie hatte den Sohn unterdessen die Schulen besuchen lassen, hatte ihn zu Gebet und Arbeit angehalten und nun war er als Lehrling bei einem Kassenvorstand auf dem Lande eingetreten. Aber als ob alle mütterlichen Ermahnungen nur in den Wind gesät gewesen stürzte sich der 18jährige Jüngling ins Vergnügen hinein. Kartenspiel und Tanz zogen ihn mächtig an und alle freie Zeit brachte er im Wirtshause zu. Er erschien selten in der Stadt bei seiner armen Mutter, die sich, wie er wohl wußte, für ihn abarbeitete und wich jedem Alleinsein mit ihr geflissentlich aus dem Wege. Als er anstatt aufzurücken, seine Gehilfenstelle plötzlich durch einen Griff in die Kasse verlor und sich bei Nacht und Nebel davonmachte, erreichte ihr Schmerz wohl seinen Höhepunkt, aber ihr Glaube hielt

stand. „Du hast ihn ja teuer erkaufte mit Deinem heiligen Blute, Herr Jesu, Du hast ihn in Deine Hände gezeichnet und wirst ihn nicht verloren gehen lassen.“ So betete sie jahrelang, ohne müde und matt zu werden. Sie blieb tätig und freundlich, kaum bemerkte man den Gram und Kummer dieser starken, gläubigen Mutterseele. In ihrer kleinen, tadellos saubereren Wohnung sah es aus wie in einem Schmuckkästchen, ein bereitgehaltenes Bett für den verlorenen Sohn fehlte niemals. Die liebe Bibel und ihr abgenutztes „Schatzkästlein“ waren die stummen Zeugen ihrer Schmerzen. Geduldig wartete sie von Tag zu Tag auf des Verschollenen Rückkehr. „Er wird schon kommen!“ pflegte sie ruhig zu sagen. „Der himmlische Vater will mich nur durch diese Wartezeit Geduld lehren!“ Mehr als einmal mußte sie verwundende Bemerkungen hören, welche ihr gewiß tief ins Herz schnitten: „Welch ein Unglück, einen so leichtfertigen Sohn zu haben.“ „Wie viel Verstand und Anlagen waren in ihm vereinigt und dazu diese fromme Erziehung! Beten nützt doch nicht immer, man kann die Kinder auch zu religiös erziehen u. s. w.“

Regelmäßig ging sie in die Kundenhäuser, an bestimmten Tagen zu denselben Familien, wo die weißhaarige, runzelige Frau wie ein Familienmitglied behandelt wurde. Oft, wenn ich ihr zusah, fiel mir das Gedicht von Chamisso ein:

„Du siehst geschäftig bei den Linnen
Die Alte dort im weißen Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebzigsten Jahr.“

Die Arbeit ging ihr unbegreiflich rasch von statten. Ihre schwieligen Hände reinigten jeden Tag große Zuber voll Wäsche, und blendend weiß wurde das getrocknete Zeug. An Gottes Segen ist alles gelegen.

Zur vertrautesten Freundin hat sie sich einst folgendermaßen ausgesprochen: „Es mag ja gut gemeint sein, wenn die lieben Leute mich bejammern und mir ihr Mitleid beweisen, aber ihr Schweigen wäre mir viel lieber und wohltuender. Wie unendlich gut und barmherzig ist doch Gott, der himmlische Vater. Ich weiß, daß Er allwissend und allgegenwärtig ist und folglich auch weiß, wo mein armes Kind ist und ihm nachgeht. Er will nicht, daß jemand verloren gehe, daher bitte ich Ihn wohl stündlich, daß Er meinen Sohn selig sterben lasse. Ich habe keine Wünsche für diese Erde, mich dauert die irdische, elende Laufbahn nicht, wenn er dabei den Himmel gewinnt. Alles, was ich gesät habe, ist auf Hoffnung gesät und ich will vertrauensvoll warten. Gern möchte ich ihn noch einmal wiedersehen, ehe meine Augen sich schließen, ehe ich heimgehen darf, aber auch hier: ‚Vater, Dein Wille geschehe!‘ — Wenn die Engel im Himmel sich freuen über einen Sünder, der Buße tut, so werde ich mich doppelt mitfreuen, wenn der Herr Jesus das verirrte Schäflein auf Seinen Armen heimbringt.“ — Nun, sie hat ihn wiedergesehen schon hienieden, und nun sind sie droben beisammen vereinigt auf ewig. Aus Lausanne wurde er totkrank und lebensmüde „per Schub“ heimtransportiert. Welch eine traurige Rückkehr! — „An Dir allein hab’ ich gesündigt,“ schrie er aus der Tiefe des wirklich bußfertigen Herzens zu Gott und suchte und fand Gnade im Blute des Lammes. — Es ist die uralte Geschichte von den Lockungen des Satans und der Weltlust, deren Opfer er freiwillig geworden war. An die Brust zog ihn die treue Mutter und vergab ihm alles, was er an ihr gefehlt. Er lag mit siechem Körper und Wunden am Rücken noch einige Wochen da. Glänzend erfüllte sich die Glaubenszuversicht der geprüften Witwe. Ihre unablässigen Gebete

waren direkt zum Throne Gottes gedrungen. „Jesus, mein Ein und Alles, Jesus allein,“ kispelte er oft. Dabei war er geduldig und äußerst dankbar für jede Kleinigkeit. „Zu viel Liebe und Glück!“ sagte er manchmal, wenn ihn jemand besuchte. „O Herr, ich bin's nicht wert!“

Er ließ sich rein und weiß waschen, sein beslecktes Kleid legte er ab und ging wie ein Sieger heim mit dem Rufe: „Jesus nimmt die Sünder an; mich auch hat Er angenommen.“

Die dankbare Alte freute sich nun auch heimzugehen, aber immer noch ließ der Herr sie warten.

Erst einige Jahre später konnte auch sie abscheiden, um bei Christo zu sein.

13.

Die betenden Geschwister.

In einer wohlhabenden Familie starben Vater und Mutter und hinterließen unter ihren Kindern auch einen noch nicht mündigen Sohn Namens Julius. So lange derselbe unter der Leitung seines Vormundes stand, war er ein braver, tüchtiger junger Mann; mit dem 21. Jahre jedoch, als er sich beim Militär befand, geriet er in die Hände schlechter Kameraden, die ihn in alles Schlechte einweiheten, was unter den Soldaten vielfach getrieben wird, trotz strenger Zucht und Kontrolle. Er wurde ein Trinker, und da er wohlhabend war, so trank er mit seinen Kameraden Wein; und eine gehörige Summe seines Vermögens, welches ihm sein Vormund ja nicht mehr vorenthalten durfte, rollte in den drei Jahren auf Nimmerwiedersehen durch seine Hände. Bitten und Ermahnungen seitens seiner

Ungehörigen machten keinerlei Eindruck auf ihn. Auch als man ihm zur praktischen Erlernung eines Fabrikgeschäftes eine angenehme Stellung verschaffte, damit er mit dem Rest seines Vermögens sich einmal an einem solchen Geschäft beteiligen könne, ging es immer weiter bergab mit ihm. Er trieb sich schließlich in aller Herren Länder umher, und was seine Familie von Zeit zu Zeit einmal von ihm hörte, war, daß er als Bagabund, in Lumpen gehüllt, elend und verkommen noch immer dem schrecklichen Laster der Trunksucht fröne. In seine Heimat kam er nicht mehr.

Viele Jahre vergingen. Von Julius hörte man nichts, nur daß seine gläubigen Schwestern viel für ihn beteten, aber scheinbar ohne Erfolg. Plötzlich erhält eine derselben einen Brief von der Oberin eines Krankenhauses in einem nahen Ort. Sie schreibt: „Wir haben hier einen Kranken Namens Julius. Derselbe hat Typhus gehabt. Er kam sehr elend in unser Krankenhaus, ist aber genesen und muß entlassen werden; doch kann er unmöglich schon arbeiten. Er braucht noch Pflege, weil er sehr schwach ist. Nun sagt er, er habe wohlhabende Verwandte, die ihn aufnehmen würden. Ich wende mich an Sie mit der Anfrage, ob Sie willig sind, sich Ihres Bruders anzunehmen?“

Die Schwester ist bestürzt. In welchem Zustand wird der Bruder sein? Was wird ihr Mann sagen, der eine angesehene Stelle annimmt? Gleichviel, sie muß ihn aufnehmen. Der Herr legte den Bruder vor ihre Füße. Sie geht mit dem Brief zu ihrem Mann. „Was willst du tun?“ „O, wir müssen ihn aufnehmen.“ „Natürlich müssen wir ihn aufnehmen!“ — antwortet er, „das verlangt der Herr von uns.“

Die Schwester schreibt, daß sie kommen werde, um den Bruder zu holen und fährt am nächsten Tage gleich

hin. Sie findet einen elenden Mann mit dem Gepräge der Trunksucht auf der ganzen Erscheinung. Erst trank er Wein, dann Bier und zuletzt hat er den elenden Schnaps getrunken, wenn er es irgendwie erschwingen konnte, literweise. Ihr Herz bebt, aber sie nimmt ihn tapfer mit, kleidet ihn von Kopf bis zu den Füßen neu und anständig und pflegt ihn, so gut sie vermag. Doch ihr Mann ist Beamter und sie hat keine Beschäftigung für ihren Pflegling. So wünscht er bald die andere Schwester zu besuchen, „um sich doch etwas zu beschäftigen,“ wie er sagt. Natürlich sind Schwager und Schwester damit zufrieden und meinen, er möge es einmal acht Tage versuchen.

Aber, aber — nach einigen Tagen läßt sich jene Schwester erkundigen, wie es dem Julius gehe, er habe es bei ihr nur drei Tage ausgehalten. Was nun! Ach, der Glende wird wieder trinken, trinken! Wo mag er nur sein? Die Schwester weint und betet. Eines Nachmittags steht sie mit ihrem Töchterchen am Fenster: „Mutter!“ ruft diese, „ach, Mutter, sieh mal, was ist das für ein Mann, der da an unseren Zaun lehnt? Sieh, er blutet! Mutter, das ist der Onkel Julius.“

Entsetzt sieht sie wirklich den Bruder dort stehen in jammervollem Zustand: Das Gesicht ist blutüberströmt, die Augen blicken stier, die Handgelenke vor Schwäche und Kälte dick geschwollen, in Lumpen gehüllt, bedeckt mit Kot und Unrat, so steht er da. Den neuen Anzug hat er versetzt, alles, alles ist fort. Der Schwester ekelt vor ihm. Was werden die Nachbarn sagen, daß ich solch einen Bruder habe! Aber wieder überwindet sie sich; sie holt den Betrunknen herein, steckt die schmutzigen Kleider in ein Waschfaß und bekleidet ihn wieder mit guten, anständigen Sachen. Sie sieht ihn vorwurfsvoll an und sagt:

„Julius, ich muß mich ja meines Bruders schämen. So darfst du nicht wieder kommen.“ Auch ihr Mann sagt ihm derb Bescheid, aber er hat keine andere Antwort als: „Ach, ihr kennt die furchtbare Macht nicht, ich will auch nicht trinken, aber ich muß.“ Er ist stumpf, körperlich und geistig. Seine Hände bewegen sich ja nur noch zitternd. Sie beteten mit ihm, aber er weint nur wie Trinker weinen. Schwer und drückend lastet es der Schwester und ihrem Mann auf der Seele.

Am nächsten Sonntag sagt der Schwager zu seiner Frau: „Ich werde den Julius heute mitnehmen ins ‚blaue Kreuz‘; vielleicht wissen die erfahrenen Männer Rat.“ Gesagt, getan. Die beiden machen sich auf den Weg. Als sie ankommen, verliest der Redner gerade den Text: „Der Mann hat uns ernstlich bezeugt und gesagt: Ihr sollt mein Angesicht nicht sehen, es sei denn euer Bruder mit euch.“

Wieder und wieder richtete er die eindringliche Mahnung an seine Zuhörer: „Kommt nicht ohne euern Bruder; gedenket eurer Anverwandten vor dem Herrn; der Heiland bezeugt es uns ernstlich.“ Julius sitzt da stumpf und teilnahmslos, aber im Herzen seines Schwagers zuckt und arbeitet es: „Herr, das sagst Du zu mir! Laß mich nicht ohne diesen meinen Bruder vor Dein Angesicht kommen.“ Eine heilige Entschlossenheit ringt sich in ihm durch. Ja, er möchte nicht ohne ihn kommen. Der Herr weiß es. Nach der Versammlung nahmen die Brüder den Julius mit ins Heim des „blauen Kreuzes.“ Sie denken es sei besser für ihn, zu arbeiten. Julius läßt alles mit sich machen. Sein Schwager aber kommt nach Hause und sagt zu seiner Frau, was der Herr mit ihm geredet, und daß ihnen der arme, verlorene Bruder vom Herrn ernstlich aufs Herz gelegt worden sei. Sie sollten ihn mitbringen.

Die Schwester ist ganz ergriffen. „Ja,“ sagt sie „das ist wahr; es ist uns noch nicht ernst genug gewesen, den Bruder wirklich mitzubringen. So haben wir es doch noch nicht aufgefaßt.“ — Jetzt ersuchen sie die anderen Verwandten, den Herrn gleichfalls ernstlich zu bitten und anzurufen, daß doch Julius gerettet werden möchte; sie wollten nicht ohne ihn vor den Herrn kommen. Aber die anderen beiden Schwäger lächeln und sagen: „Nein, ein Mensch der körperlich und moralisch so tief gesunken ist, der kann nicht mehr anders, daraus wird nie wieder ein zurechnungsfähiger Mensch.“ — Doch des Herrn Wort und Gnade ist mächtiger, das halten die beiden fest. Sie fangen an, mit dem Herrn zu ringen um den armen, verlorenen Bruder, unter dem ernstesten Eindruck, Gott hat uns unseren Bruder aufs Herz gelegt. Sie werden auch nicht irre, als nach einigen Tagen der Hausmeister des Heims ihnen mitteilt, Julius sei ganz unfähig, zu arbeiten. Er sei körperlich und geistig zu viel ruiniert. Aufs neue bitten sie die Brüder, doch um des Herrn willen sich des Armen anzunehmen. Endlich sagt einer: „Ja, ich habe einen Bruder, der ist ein ernster, energischer Christ. Er hat eine kleine Fabrik und auch etwas Landwirtschaft; wenn der Julius aufnähme, dann wäre er gut versorgt.“ Und wirklich in einigen Tagen kommt die Nachricht: „Um des Herrn willen bin ich bereit, diesen Mann in meine Familie aufzunehmen, was ich sonst noch nie getan habe.“ So ist denn eine passende Heimstätte für ihn gefunden. Das Gehöft liegt ganz allein inmitten von Feldern und Wiesen, und nach und nach erstarbt Julius zur Arbeit. Aber wie man auch mit ihm redet und betet, sein Herz bleibt stumpf und verschlossen. Doch Schwester und Schwager fahren fort und halten an in gläubigem Gebet. Eines Tages mitten im heißen Sommer sagt sein

Herr zu ihm: „Julius, du könntest wohl morgen ganz früh aufstehen, wenn der Tau noch auf dem Klee liegt und eine Karre Klee für die Kühe holen.“ Am nächsten Morgen ist Julius um vier Uhr auf den Beinen und zieht mit Sense und Karre hinaus in den taufrischen Morgen. Er fängt an zu mähen. Aber was ist das? Plötzlich wird seine Seele ergriffen von der heiligen Gegenwart des Herrn. Er sinkt auf die Kniee, auf sein Angesicht. Er schreit zum Herrn: „Herr, rette auch mich! Sei doch auch mein Heiland!“ Er kann schließlich kein Wort mehr hervorbringen, nur noch einen Seufzer: „Herr, rette mich, werde auch mein Heiland!“ Und dann durchdringt ihn plötzlich eine unaussprechliche Seligkeit. Sein Herz vernimmt des Herrn Stimme gleichsam: „Ja, Ich bin dein Heiland!“

Da springt er auf. Er kann dies Glück nicht in sich verschließen, es ist übermächtig. So schnell ihn seine Füße tragen, eilt er zu seinem Herrn: „Ich habe Ihn gefunden, Er ist nun auch mein Heiland!“ ruft er aus. Sein Gesicht ist verklärt, sein ganzes Wesen beglückt von des Herrn Gnade. Der Bruder öffnet weit seine Arme und schließt ihn fest, fest an sein Herz und sagt tief bewegt: „Julius, lieber Julius, nun nicht mehr mein Knecht, sondern mein Bruder!“ Und dann beugen sie ihre Kniee und bringen gemeinschaftlich Anbetung und Lob ihrem Heiland Jesus Christus.

Einige Zeit noch bleibt Julius zu seiner Bewährung unter den Lieben dort, dann zieht es ihn in die Heimat, und eines Tages kommt er unangemeldet bei seinem Schwager an. So sehr sich die Geschwister seiner wunderbaren Bekehrung gefreut, so ergriff sie doch ein Schrecken, als sie hören: „Julius kommt wieder so ohne weiteres daher.“ Aber er beruhigt sie mit den Worten: „Fürchtet

nichts! Jetzt bin ich des Herrn Eigentum. Er hat mich gehen heißen, und ich bin meines Weges gewiß.“

So geht er, um auch die andere Schwester zu besuchen. Unterwegs ruft jemand ihn an. „Guten Tag, Julius! Wie geht es dir? Ich habe gehört, du hättest den Heiland gefunden.“ Es ist ein Jugendfreund, der mit ihm zur Schule ging und der inzwischen Fabrikbesitzer geworden ist. „Ja,“ antwortete er, „Er ist mein Heiland geworden, und was Er an mir getan hat, das kann ich dir nicht sagen!“

„Was fängst du denn nun an, hast du Arbeit?“ — „Nein, ich bin hierhergekommen, wie ich glaube, geleitet vom Herrn. Er wird jetzt weiter helfen!“

„Ja, aber das ist doch schön; höre, ich brauche einen zuverlässigen Mann als Aufseher über meine Fabrik. Die Kenntnisse und das Zeug zu dieser netten Stellung hast du, das weiß ich. Würdest du die Stellung übernehmen?“

So konnte Julius schon bald seine Stellung antreten, und er hat sich seitdem als ein tüchtiger, treuer, zuverlässiger Mann in seinem Berufe bewiesen, zugleich aber auch als ein gesegnetes Kind Gottes, demütig, voll Frieden und Weisheit. Wer hat gesiegt? Gott oder der Zufall? Ja, mein Leser, Gott und Seine Gnade. Er hat das anhaltende Gebet der Seinigen erhört.

14.

Noch eine Trinkergeschichte.

Einst erhielt ich, so erzählte Kaufmann G., den Brief eines Geschäftsfreundes. Indem ich denselben beantwortete, gewährte ich, daß der Ueberbringer, ein Arbeitsmann, dem das Laster der Völlerei mit großen Buchstaben ins Angesicht geschrieben war, unverwandt nach einem an der

Wand hängenden Christusbilde schaute. Ich glaubte sogar Tränen in seinen Augen zu bemerken. Als ich ihm mein Antwortschreiben zur Bestellung einhändigte, überzeugte ich mich von der Richtigkeit meiner Wahrnehmung und konnte mich nicht enthalten, den Mann nach der Ursache seiner Tränen zu fragen. Offenherzig erwiderte er: „So oft ich an Christus erinnert werde, muß ich weinen. Jesus ist der Heiland der Welt; mich aber kann Er nicht erlösen; denn mich hat der Saufteufel in Ketten gebunden und wird mich gewiß in die Hölle bringen. Es ist unmöglich, daß ich vom Branntwein loskomme. Wie oft habe ich den Heiland angerufen um Seine Hülfe! Immer vergeblich. Hundertmal habe ich die feierlichsten Gelübde abgelegt und selbst das Abendmahl darauf genommen. Immer habe ich mein Gelübde wieder gebrochen. Wie oft habe ich den Tropfen Branntwein verflucht, den ich noch genießen würde! Aber ebenso oft habe ich den Fluch in mich hineingetrunknen. Ich kann Ihnen gar nicht alles erzählen, was ich getan habe, um von meinem Laster loszukommen. Es war alles vergeblich. Eine Zeit lang hielt ich mich; dann aber fiel ich immer wieder zurück in meine Sünden. Ich möchte so gern frei werden, wenn es auch das Leben kosten sollte. Aber alles Beten und Vornehmen und alles Ringen ist für mich umsonst, weil mich der Herr Jesus verstoßen hat.“

Hier unterbrach ich den Mann in seiner von Tränen begleiteten Rede: „Freund, wahret Eure Zunge und macht mir den Herrn Jesus nicht zum Lügner, welcher gesagt hat: „Wer zu Mir kommt, den will Ich nicht hinausstoßen!“ — Eher müssen Himmel und Erde vergehen, ehe Sein Wort fehlen kann. Wenn es Euch damit Ernst ist, lieber zu sterben, als dem Branntweinteufel hinfort zu dienen, so wollen wir gleich den Herrn anrufen um Seine

Hülfe, die Er nicht versagen wird, wenn Er ein aufrichtiges Verlangen im Herzen sieht, an dem es bisher doch bei Euch gefehlt haben muß.“ — Es wäre nun nicht wohlgetan, mit dem ersten besten Säufer auf die Kniee zu fallen; es würde das ja recht buchstäblich heißen, die Perle vor die Säue werfen. Der arme Mann bat mich aber mit solcher Treuherzigkeit darum und war so aufrichtig besorgt, errettet und selig zu werden, daß ich gar nicht anders konnte. Ich kniete denn mit ihm nieder und betete lange, nein, ich kämpfte, ich rang mit dem Herrn um diese Seele; ich erinnerte Ihn, wie Luther, da er um Melancthons Leben rang, an alle Seine großen Verheißungen und rief: „Du wirst mich nicht los, o Herr, und ich stehe nicht auf von meinen Knieen, bis daß Du mir die Gewißheit der Erhörnung ins Herz gibst und die Lüge, mit der der Teufel diese arme Seele betrogen hat, zu Schanden machst.“ — Während ich so betete und immer wieder von vorn anfang, unterbrach mich auf einmal der alte Säufer: „Lieber Herr G., jetzt können Sie in Gottes Namen „Amen!“ sagen. Jetzt sind wir erhört. Gott sei gelobt! Ich trinke keinen Tropfen Brauntwein mehr. Der Herr Jesus hat mich erlöst. Das weiß ich jetzt gewiß. Das Leben wird's mir kosten. Das weiß ich auch. Aber was tut das? Ich werde selig sterben.“ — Ich war so froh in meinem Herzen, ach, so froh und ebenso gewiß der Erhörnung, daß wir, vom Geiste getrieben, erst loben und danken mußten, ehe wir Amen sagen durften. Mit Dank und Freudentränen nahm der Mann Abschied. — Obschon ich das Beste für ihn hoffte, war ich doch nicht ohne Sorge in Betreff seiner Bewährung. Ich versprach, ihn oft zu besuchen und zu sehen, wie es ihm gehe. Er nahm das sehr dankbar an, meinte aber: „Zweifeln Sie nur gar nicht an meiner Erlösung. Verlassen Sie sich fest darauf,

ich bin errettet, befreit auch vom Branntwein. Ich habe jetzt den Herrn. Der Teufel ist überwunden. Jesus allein hat Gewalt über mich.“ Mit dieser Siegesgewißheit im Herzen ging er fröhlich von dannen. Am anderen Tage war ich schon bei ihm; ebenso am zweiten und dritten Tage. Immer dieselbe fröhliche Zuversicht, aber auch die Gewißheit des nahen Todes. Nach wenigen Tagen schon fingen die Hände an zu zittern. Der Branntwein, der das Seelenleben zerstört, war es allein, der zuletzt sein leibliches Leben gefristet hatte. Mit Lächeln und großer Freude hielt er mir die zitternden Hände entgegen. Bald wurde er bettlägerig, und der Arzt mußte herbeigerufen werden. Dieser erklärte auf das bestimmteste, ein mäßiger Genuß des Branntweins würde sein Leben retten, gänzliche Enthaltung es aber vernichten. Der Kranke lächelte zu diesem Ausspruch, in dem er nichts weiter erkannte, als den alten Versucher, der ihm für die Rückkehr in seinen Dienst das Leben versprechen ließ. Der körperlich Kranke und Sterbende, geistig aber lebendig und gesund Gewordene, wies die Versuchung zurück mit dem Worte: „Christus ist mein Leben, Sterben mein Gewinn.“ Unausgesetzt beschäftigte er sich mit Gottes Wort und mit Gebet und sah mit großer Gewißheit des Heils und Freude in Christo den Tod täglich näher kommen. Ich lag auf meinen Knien an seinem Lager in Lob- und Dankgebet versunken, als er siegreich heimging in der Kraft Jesu Christi.

Hier brechen wir ab mit den Erzählungen von Gebetserhörungen und kommen zu einem anderen Kapitel, d. h. einer anderen Reihe von Erzählungen, die wir übers schreiben:

2. Gibt es wunderbare Ahnungen und Träume, die sich erfüllen?

1.

Der verhütete Eisenbahnunfall.

Ein Freund aus dem sächsischen Vogtland schreibt:

Es war an einem Dienstag Morgen, als ich mich in Geschäften auf Reise begeben mußte. Ich nahm darum auf einige Tage Abschied von den Meinigen, nachdem wir uns noch gemeinsam dem Schutze Gottes befohlen hatten. Ich war etwa eine Stunde gefahren, es war nun genau 8 Uhr, als unser Zug in rasender Geschwindigkeit an einer hohen Brücke ankam, fast der höchsten Brücke in Deutschland. Da auf einmal erschallt die Notpfeife.

Alles springt erschrocken von den Sitzen und eilt zu den Fenstern. Todesblässe lag auf allen Gesichtern. Und doch — selbst in diesem ernstesten Augenblick — stieß jemand laut eine schreckliche Lästerung aus. Aber niemand antwortete. Totenstille herrschte im Zug; doch betete gewiß mancher mit mir im Zug um die Erhaltung so vieler teurer Leben, dabei jeden im Zuge, auch jenen Lästerer, Gottes Schutz, Langmut und Gnade befehlend.

Da plötzlich ein Ruck und der Zug stand still. Alles atmete auf. An der Lokomotive hatten sich einige Schrauben gelöst; noch wenige Umdrehungen der Räder mehr — und eines der schrecklichsten Ereignisse auf der Eisenbahn hätte über der gähnenden Tiefe stattgefunden.

Wir blieben liegen bis eine Maschine von R. kam

und uns weiterbrachte. Gott dankend, setzte ich meine Reise fort.

Am Samstag Abend kam ich heim, von den Meinigen froh begrüßt. Nach einer kurzen Weile wandte sich meine Frau an mich und fragte: „Sage, L., warst Du nicht an dem Morgen, als Du abreistest, gegen 8 Uhr in großer Gefahr? Denke Dir, ich war in unserem Schlafzimmer und brachte die Betten in Ordnung, auf einmal fiel eine namenlose Angst auf mich und eine Stimme sagte mir: „Bete schnell für deinen Mann; er ist in höchster Gefahr.“ Ich falle schnell auf meine Kniee und bete ernst zum Herrn für Dich und mußte in meiner Angst schier weinen. Kurze Zeit darauf war ich wieder gestärkt und getrost. Nun sage mir, was war das?“

Ich stand betroffen da und wußte nicht, was ich sagen sollte. „Ja,“ sagte ich endlich, „liebe Frau, es war so!“ Und nun erzählte ich ihr, was mir begegnet war, und wie Gott in Gnaden schützend Seine Hand über uns gehalten hatte.

2.

Das bewahrte Enkelkind.

Viele Leute kennen den alten Schullehrer in B., einen fröhlichen Christen. Eine Stunde von ihm weg wohnt sein Sohn, und der hat ein nettes Büblein, das als einziger Enkel dem Großvater besonders lieb und teuer ist. An einem Abend kommt dem alten Mann plötzlich der Gedanke: „Du mußt doch noch nach dem Büblein schauen!“ — Aber es ist schon spät und er denkt: „Du kannst ja morgen gehen!“ — „Nein! heute!“ heißt's in seinem Innern, und er kann des Triebes nicht los werden. End-

lich geht er und kommt um 10 Uhr bei seinem Sohne an. „Wo ist der kleine Karl?“ ist seine erste Frage. — Die verwunderten Leute, die schon zu Bett gehen wollen, antworteten: „Das Büblein ist im Bett und schläft schon seit einer Stunde.“ — „So, nun, ich will ihn sehen, bringt mir ihn!“ befiehlt der Alte. Vater und Mutter sind dagegen; es sei nicht recht, ihn im besten Schlaf zu stören. Doch der Großvater dringt darauf und meint, er wolle nicht umsonst nachts den Weg gemacht haben. Nun geht die Mutter in die Kammer und holt ihren Kleinen aus dem Bett und übergibt ihn dem Großvater. Das Bürschlein aber hat einen gesunden Schlaf; es läßt sich vom Großvater liebkosen und schläft fort. Schon will der Großvater, man solle den Kleinen wieder ins Bett zurücktragen, da hört man von der Kammer her ein Gepolter und Geräffel. Wie sie alle hinüberlaufen, sehen sie mit Erstaunen, daß die Zimmerdecke gerade über dem Bettlein des Kindes herabgestürzt ist.

3.

Johannes Henke.

Es war an einem Nachmittage um 1 Uhr, als der kleine Johannes, der vier und ein halb Jahr alt war, aus dem Hause seiner Eltern ging; die Eltern hatten gerade Besuch und achteten nicht auf ihren kleinen Sohn. Johannes ging nach dem Flusse, der Donau, welche in der Nähe der Wohnung der Eltern floß, und die gerade angeschwollen war. Er trat auf ein in den Fluß gehendes Brett, auf welches die Leute sich stellten, wenn sie etwas in der Donau waschen wollten. Da kam ein Reiz geschwommen, und Johannes wollte dieses ergreifen. Er bog

sich hinunter, stürzte in das Wasser und wurde von dem Strome fortgerissen. Er wäre rettungslos ertrunken, wenn nicht der Vater im Himmel, der auf alles, und besonders auf die Kinder achtet, die Hilfe ihm schon, ehe er ins Wasser stürzte, wunderbar bereitet und ihm entgegengeschickt hätte. Ein armer Fischer, ebenfalls in der Nähe wohnend, schlief nämlich selbigen Mittag auf seinem Bette, und es wurde ihm im Traume gesagt: „Steh' auf, wirf dein Netz in die Donau, du wirst einen großen Hecht fangen!“ Er wachte auf, dachte aber: „Ach, ich habe geträumt,“ konnte aber doch nicht ruhig bleiben, sondern hörte immer die Worte, welche er im Traume vernommen: „Steh' auf, wirf dein Netz in die Donau, du wirst einen großen Hecht fangen.“ Er stand auf, ging hin, und während er das Netz in das Wasser warf, wurde der Knabe von den Wellen dahergetrieben, schlüpfte mit seinem Kopf und Körper gerade in das Netz und wurde von dem Fischer herausgezogen. Da kam denn in demselben Augenblicke auch eine Frau von denen, die in dem Hause des Knaben auf Besuch waren, und die gerade von dort weggegangen war, nahm den Knaben in Empfang und trug ihn zu seiner Mutter, wo er ins Bett gelegt und bald wieder ohne ärztliche Hilfe hergestellt wurde.

Der gerettete Knabe, Johannes Henke, hat nie vergessen, daß ihn Gott so wunderbar errettet hat. Als er erwachsen war, wollte er sein Leben dem Herrn Jesus weihen. Er wurde Missionar und zog 1841 zu den Heiden hinaus und hat seitdem viele Jahre dort die Liebe Gottes verkündigt. Auch ist er als Dichter vieler christlicher Lieder bekannt.

4.

Gehe nach Basel!

Es war im Hungerjahre 1817. Wie in unzähligen Häusern und Hütten war auch bei einer frommen Tagelöhnersfamilie in Tegernau, einem badischen Marktflecken, acht Stunden von Basel, die bitterste Not eingekehrt. Johannes B. und seine Frau hatten acht liebe Kinder und eine alte Großmutter zu ernähren. Aber die Bauern hatten und gaben keine Arbeit mehr; aller Vorrat war aufgezehrt. An einem Abend, wo die lieben Kinder schon halb hungrig zu Bette hatten gehen müssen, ist's dem Manne, als sage eine innere Stimme zu ihm: „Gehe nach Basel!“ Er sagt es seiner Frau, aber die will nichts davon wissen. Doch der Mann bleibt dabei: „Ich muß nach Basel!“ Die Frau sagt: „Du hast keine Kraft mehr zu der langen Wanderung!“ Aber mitten in der Nacht steht er auf: „Ich muß nach Basel!“ Da sagt die alte fromme Großmutter: „Nun, so geh' in Gottes Namen! Wir wollen für Dich beten, bis Du wiederkommst!“

Der Mann legt seine besten Kleider an und macht sich noch vor Tagesanbruch auf den Weg. Um Mittag langte er beim Riehenthor an, geht durch Kleinbasel, dann über die Rheinbrücke und biegt in die damals noch sehr enge Eisengasse ein. Wie er in derselben kaum ein paar Schritte gemacht hat, hört er über sich ein Geräusch und einen Kinderschrei. Unwillkürlich streckt er die Arme aus, und ein Kind, das oben zum Fenster herausgefallen, fällt hinein, unverfehrt! Oben ist die Mutter und die unachtsame Wärterin in Ohnmacht gefallen, der Vater aber kommt atemlos die Treppe herabgesprungen. Johannes B. kann ihm sein liebes Kind lebend und unverfehrt in die Arme legen und sagt: „Nun weiß ich doch, warum ich nach

Basel mußte!“ — Das Übrige kannst du dir leicht denken, lieber Leser — wie er oben mit den glücklichen Eltern sich an die Tafel setzen mußte, wie die reichen Leute, als sie von seiner Not hörten, ihn mit Speisen genug und einer Summe Geldes heim sandten und sagten: „Du und die Deinen sollen fortan keinen Mangel leiden!“ Die letzteren waren ihm abends schon eine Strecke Wegs entgegengegangen. Singend hörten sie ihn kommen; es war ein Loblied, in das sie dann mit Freudentränen einstimmten.

5.

„Gehe nach Bodmin.“

Vor einer Reihe von Jahren wurde im südlichen Teile von England ein Angestellter, den wir Herrn A. nennen wollen, in der Nacht wach; er hatte die Worte gehört: „Gehe nach Bodmin!“ — Eine Zeit lang dachte er darüber nach und schlief wieder ein. Da vernimmt er im Traum nochmals dieselben Worte und wird aufs neue wach. Lange wälzt er sich nun hin und her auf seinem Lager; denn nach Bodmin zu gehen, dazu verspürte er nicht die geringste Lust; hatte er doch dorthin zu Pferd über zwei Stunden Wegs. Endlich schläft Herr A. wieder ein. Nun hört er zum drittenmale den Ruf: „Gehe nach Bodmin!“

Herr A., ein gewissenhafter Mann, steht nun auf, läßt sein Pferd satteln und reitet nach Bodmin, denkt aber unterwegs: „Nützen wird dich dein guter Wille zwar doch nichts, denn es ist um diese frühe Stunde noch kein Fährmann am Fluß, um dich überzusetzen.“ Wie erstaunte er darum, als er den Mann schon auf seinem Posten sieht. Er hatte gestern Abend zuvor durch einen Boten die Mel-

dung bekommen, heute sehr früh an der Fähre zu sein, ein Herr wolle in aller Frühe über den Strom; derselbe war aber bis jetzt nicht erschienen.

„Wie merkwürdig!“ dachte Herr A. und setzte auf der anderen Seite des Flusses seine Reise zu Pferd fort. Vor 8 Uhr schon war er in Bodmin. Er stieg in einem Gasthof ab und frühstückte. Dort hörte er, daß heute vormittag eine Schwurgerichtsverhandlung sei. Herr A., der nicht weiß, was er in B. soll, denkt: „Da gehst du 'mal hin!“ Gesagt, getan. Er geht in den Gerichtshof und mischt sich unter die Zuhörer.

Ein Bergmann, der des Mordes dringend verdächtig ist, seine Unschuld aber beteuert, steht vor den Schranken. Er hat nicht vermocht, sein Alibi zu beweisen, d. h. darzutun, daß er um die Zeit des Mordes anderswo gewesen ist. So soll denn noch heute das „Schuldig“ über ihn ausgesprochen werden.

Der Angeklagte weiß, was ihm bevorsteht und blickt hilfeschend in den Zuhörerraum. „Da,“ ruft er, indem er auf Herrn A. zeigt, „Gott sei Dank, da ist der Mann, der mich retten kann!“ Herr A. weiß nicht, wie ihm geschieht. Er wird vom Richter herbeigerufen, über Namen und Stand befragt, und da er bekannt ist, vereidigt und verhört. „Ja,“ sagte Herr A. aus, der sich nun den Angeklagten, dessen Namen er hört, genau besieht, „den Mann habe ich in der Tat an jenem Tag zur genannten Stunde gesehen. Er beantwortete mir im Gebirge, wo er mir als Bergmann begegnete, eine Reihe von Fragen und ich ließ mir auch von ihm sagen, wer er sei.“ Herr A. konnte sogar dem Gerichtshof den Namen des Angeklagten in seinem Notizbuch zeigen, in das er Bemerkungen von jener Reise eingetragen hatte. — Damit war das Alibi des Bergmanns, der seinerseits den Namen und Wohnort des

Herrn A. nicht gekannt, klar bewiesen und seine Freisprechung erfolgte alsbald.

Nun wußte Herr A., warum es heute Nacht immer wieder geheißen hatte: „Gehe nach Bodmin!“

6.

Der Fahrstuhl.

Ein Arzt erzählte: „Ich weilte vor zwanzig Jahren in Biarritz zum Gebrauch der Seebäder. Eines Nachts saß ich noch lange in meinem Lehnstuhl; ich schlief ein und träumte. Ich sah mich in einer fremden Stadt, trat aus einem mir unbekanntem großen Hause und stand vor einem Totenwagen. Ein junger Bursche, etwa 15 Jahre alt, mit schwarzem Wams, schmalen Treffen und mit blanken Knöpfen stand neben dem Totenwagen, der einer langen Kutsche gleich, öffnete die kleine Türe und lud mich mittelst einer kleinen Handbewegung ein, einzusteigen. Ich erschrak und fuhr mit dem Kopf unwillkürlich zurück und schlug ihn dabei an die Lehne meines Stuhles, daß ich erwachte. — Zwei Nächte später hatte ich ganz denselben Traum. Von da ab kehrte er in regelmäßigen Zwischenräumen jede zweite oder dritte Nacht wieder, bis er mir zur Qual wurde. Besonders merkwürdig und beunruhigend war mir dabei das sich stets gleichbleibende Aussehen des Hauses, sowie des Burschen mit seinem Wams mit Treffen und Metallknöpfen und seinem hellen Haar und den grauen, etwas auseinanderstehenden Augen, die ein wenig an Fischaugen erinnerten.

Nach etlichen Wochen reiste ich mit mehreren Bekannten nach Paris und stieg mit ihnen in einem Gasthof ab. Derselbe hatte, wie jetzt so viele hohe Häuser, einen Per-

sonenaufzug (Fahrstuhl), mittelst dessen man schnell und bequem aus den unteren Stockwerken in die oberen, wie auch von oben nach unten gebracht wird, so wie es in den Bergwerken geschieht.

Es war am Abend, als wir ankamen, und Essenszeit. Wir bewohnten obere Räume, kleideten uns um und wollten dann hinunter in den Speisesaal. So gab ich mit der elektrischen Schelle an der Tür des Fahrstuhls das Zeichen, den Aufzug herauf zu schicken. Nach einer Weile hörte ich das Gerassel des ankommenden Aufzugs, die Tür geht auf und — ich springe zurück. Aus der geöffneten Seitentüre trat der junge blonde Bursche mit den grauen Fischenaugen und mit dem Wams mit Treffen und Metallknöpfen und winkte mir mit einer freundlichen Handbewegung, einzusteigen, ganz so, wie ich das so oft in meinem Traum gesehen. — Ohne mich zu entschuldigen, jage ich die Treppe hinunter und werfe mich drunten in der Hausflur in einen Sessel, denn ich fühlte, daß ich kreidebleich war und mir die Haare zu Berge standen. Und — ich weiß nicht wie lange, da höre ich plötzlich einen gellenden Schrei und Krachen, dann verlor ich die Besinnung. Als ich wieder zur Besinnung kam, erblickte ich menschliche Körper, die in eilig hingebreitete, nun blutgetränkte Tücher gehüllt waren. Unter den Umgekommenen war auch der junge Bursche. Mich aber hatte Gott gerettet.“ Oder mein Leser, war's — der Zufall? —

== == ==

7.

Eine Todesahnung.

Den ermordeten Präsidenten der Vereinigten Staaten, Abraham Lincoln, hat viele Jahre eine Vorahnung seines Todes begleitet. Sie besiel ihn wieder wenige

Stunden vor seinem Tode. Der damalige Generalanwalt Staunton hat die Geschichte Charles Dickens erzählt, und so ist sie später bekannt geworden. Der Präsident hielt einen Kabinettsrat ab. Beim Abschied bemerkte Staunton zu seinem Begleiter: „Nun, wenn alle Sitzungen so verliefen wie diese, dann würde der Krieg bald zu Ende sein. Der Präsident hat endlich einmal nicht auf einem halben Duzend Stühle gefessen, sich der Geschäfte angenommen und so ging die Sache schnell.“ Der Begleiter sagte: „Aber Sie kamen zu spät. Sie wissen nicht, was vorgefallen ist.“ „Nein.“ „Als wir in den Saal traten, fanden wir den Präsidenten, das Haupt gestützt. Er sah nicht aus wie sonst. Endlich hob er den Kopf in die Höhe, schaute uns an und sagte dann: „In wenigen Stunden werden Sie eine seltsame Nachricht erhalten.“ „Haben Sie schlimme Meldungen erhalten?“ „Nein, ich habe keine bekommen, aber in einigen wenigen Stunden werden Sie eine seltsame Nachricht erhalten.“ Wir fragten alle, was das bedeuten solle. Darauf antwortete Abraham Lincoln: „Ich hatte einen Traum. Ich hatte ihn die Nacht vor Bulls Run. Ich hatte ihn später wieder einmal und ich hatte ihn letzte Nacht abermals.“ „Was für ein Traum war denn das?“ „Ich war allein und befand mich in einem Boot. Im Flusse herrschte eine starke Strömung und ich trieb dahin, trieb, trieb.“ In diesem Augenblick klopfte es an die Tür. Lincoln fiel ein: „Aber, meine Herren, lassen wir jetzt meine Träume und beginnen unsere Geschäfte.“ Fünf Minuten später war Lincoln ermordet.

Der Bibelbote.

Nicht weit von der rumänisch-bulgarischen Landgrenze befindet sich das Dorf Musubeh, das von Bulgaren und Türken zugleich bewohnt wird. Ein älterer Bulgare aus diesem Dorfe, seit langer Zeit nach Frieden mit Gott dürstend, suchte eine Bibel, um aus ihr das zu lernen, was er für seine Seele brauchte. Man sagte ihm, eine Bibel könne er in Barna bekommen. Ist ihm Barna auch nicht so sehr nahe, so machte er sich doch auf den Weg dorthin, um die große Perle zu suchen. Wie war aber der nach Licht und Heil dürstende Mann betrübt, als er entdeckte, daß er in Barna wohl die ganze Heilige Schrift oder Teile davon erhalten könne, aber daß diese Bücher von Protestanten bezogen werden, die er als Ketzer haßte. Der arme Mann beschloß, lieber ohne Licht, ohne Belehrung und Trost zu bleiben, als in einer so wichtigen Angelegenheit Rat und Lehre aus einer von Protestanten bezogenen Bibel zu nehmen. Traurig kehrte er heim. Doch auf dem Rückwege, in dem Städtchen Dobritsch, wo er sich einige Tage aufhielt, träumte er einmal in der Nacht sehr lebhaft von dem, wovon sein Herz so voll war. Er sah im Traume einen Mann, der sich mit einem Büchersack an der Seite freundlich lächelnd an die Türe stellte. „Was willst du?“ fragte ihn der Bulgare. „Ich suche gerade dich,“ antwortete der Mann mit dem Büchersack. „Und was willst du von mir?“ „Ich will dir ein Evangelium verkaufen,“ sagte der Mann. Der bibeldurstige Bulgare nahm das heilige Buch aus der Hand des Bibelboten, schlug es auf und las darin einen Vers, der ihm sehr auffiel und sich, wie er es sich wohl merkte, im 18. Kapitel des Ev. Matthäus befand. Er fragte den Mann, der ihm das ge-

wünschte Buch gebracht, was es koste, und erhielt von ihm die Antwort: „sieben Piaster“, welche er auch sogleich bezahlte. Es war aber alles nur ein Traum. Er erwachte und hatte die Heilige Schrift nicht. Was geschah nun weiter? kaum sind zwei oder drei Tage vergangen, so sah unser Freund mit Erstaunen, wie ein Mann, ganz wie jener, jetzt aber in Wirklichkeit ebenso lächelnd wie dort, sich an seine Türe stellte. „Was suchst Du hier,“ fragte er ihn, und staunend vernimmt er die Antwort: „Ich suche gerade Dich, um Dir die Heilige Schrift zu verkaufen.“ Er verlangte denn auch eine solche und bekam das Evangelium des Matthäus, herausgegeben mit Erklärungen von der amerikanischen Mission in Konstantinopel. Er schlug das Buch auf und zwar gerade am 18. Kapitel an demselben Vers, den er noch lebhaft im Gedächtnis hatte. Dann fragte der erstaunte Mann, was das Buch koste. „Sieben Piaster“ antwortete der Bibelbote. Ganz geschlagen vor Ueberraschung bezahlte er sieben Piaster und behielt das vermeintlich „protestantische“ Buch, das als ein kezerisches er nie gekauft hätte, das er aber jetzt, durch einen wunderbaren Traum gezwungen, kaufen mußte. Der Mann ist jetzt ein wahrer, gläubiger Christ.

9.

Gottes Hand in Feindesland.*)

Der bekannte Dichter Viktor von Scheffel erzählt: Mein Freund S. war Kavallerist und war während des Feldzuges 1870/71 besonders viel kommandiert, Jagd auf

*) Diese Erzählung ist einem Aufsätze von Nataly Eschstruth in dem Septemberheft der „Deutschen Revue“ entnommen.

Franktireurs zu machen. Seine Umsicht, Kaltblütigkeit und oft ein an Tollkühnheit grenzender Mut befähigten ihn ganz besonders zu diesem gefährlichen Dienst. Aus dieser Zeit teilte er mir persönlich folgendes Ereignis mit: „Es war eine warme, mondhelle Nacht, als ich mit etlichen besonders zuverlässigen Leuten meiner Schwadron das Wagstück unternahm, die Stellung des Feindes auszukundschaften. Das Gelände war uns nur in großen Strichen bekannt; wir wußten, daß sich vor uns ein mäßig großer Wald, dahinter freie Wiese und Ackerland und angrenzend an dieses ein Gehöft befand, wo wir den Hauptschlupfwinkel und die Munitionskammern der Franktireurs vermuteten. Der Wald erwies sich jedoch tiefer und beschwerlicher, als wir dachten, und obwohl wir die menschenmöglichen Vorichtsmaßregeln beobachteten, wurden wir doch öfter durch Geräusche und Wahrnehmungen beunruhigt, als ob wir vom Feind umschlichen würden. Wir überlegten schon, ob es unter diesen Verhältnissen ratsam sei, bei dem hellen Mondlichte das schützende Waldesdunkel zu verlassen, als ein heraufsteigendes Wetter den Himmel überzog und alles Licht in tiefe Finsternis tauchte. Wir hatten den Waldsaum erreicht und hielten einen Augenblick ratlos still, auf die grabesstille, stockdunkle Erde hinausblickend. Der Wind fuhr rauschend durch die Baumkronen und jagte heulend über das flache Land, Regentropfen flatschten hernieder und Nachtvögel strichen mit heiserem Schrei über uns hinweg. Man sah nicht mehr die Hand vor Augen, und es schien eine Unmöglichkeit, den Weg nach dem Gehöft aufzufinden. Schon wollte ich mich mißmutig entschließen, den Rückzug anzutreten, als plötzlich in ziemlicher Entfernung ein Licht aufblitzte. „Das Haus! — hurrah dort liegt das Haus!“ raunte mir ein Gefreiter zu, und ich nahm das Fernglas und forschte

eifrig nach der Wahrheit. Richtig, das Licht schien durch das Glas, die Fensterscheibe, und verdunkelte sich zeitweise, als ob Schatten hin- und herglitten. Das dunkle Wetter begünstigte unsere Annäherung, der Sturm und Regen überdröhnte die Hufschläge, wir hatten die beste Aussicht, uns unbemerkt heranpirschen zu können. So ritten wir erst vorsichtig prüfend, dann, als sich der Boden als hochbewachsene, samtweiche Wiese zeigte, dreister werdend und schärfer ausgreifend. Dann ward der Boden plötzlich härter und knirschte hier und da wie loses Geröll. Dennoch ritten wir scharf zu, denn das Licht rückte näher und näher und mußte nach unserer Berechnung in spätestens zehn Minuten erreicht sein. Auffällig schien es, daß weder Gartenland noch Aecker oder Zäune die Nähe des Gehöftes anmeldeten, doch war es wohl möglich, daß sich diese Anzeichen nach der entgegengesetzten Seite befanden, während die Front des Hauses nach der freien Seite hinausblickte. Das Licht stand unbeweglich und brannte inmitten des sausenden Sturmes ruhig und hell. Ich ritt als erster voran, den Blick starr auf die Flamme gerichtet, deren heller Schein noch mehr gegen die Dunkelheit blendete. Plötzlich schrak ich zusammen und zwar so jäh, daß ich ganz unwillkürlich mein Pferd zurückriß und die mir folgenden Reiter aufhielt. Mit weit aufgerissenen Augen, die Haare in jähem Grausen gesträubt, starrte ich auf eine weiße Frauengestalt, die plötzlich aus der Finsternis auftauchte und die Arme in angstvoller Abwehr ausstreckte, — meine Mutter! Wahrlich und leibhaftig meine Mutter, die schon seit drei Jahren daheim auf deutschem Friedhof lag. Ich sah sie genau — jeden Zug ihres lieben, trauten Gesichts, ihre Augen, ihren Mund, ihre Gestalt, ganz so, wie ich sie zum letztenmal voll Schmerzes angeschaut, ehe der Sarg für immer geschlossen ward.

Und nun plötzlich stand sie vor mir in stockdunkler Nacht — im fernen Feindesland auf einsamer Heide. „Mutter“, schrie ich auf — „Mutter!“ Der Befreite faßte mich entsetzt am Arm: „Um's Himmelswillen, — Herr Rittmeister!“ — Da zerrann die wundersame Erscheinung vor meinen Augen. Noch einmal winkte sie mir mit allen Zeichen großer Angst zu: „Zurück! Zurück!“ und dann umgähnte mich abermals die schwarze Finsternis. Keines Wortes mächtig saß ich im Sattel. Ich fühlte, wie das Pferd unter mir zitterte und aufschraubend zurückdrängte. „Herr Rittmeister . . .“ — „Hacket“ — haben Sie nichts gesehen?“ rang es sich endlich keuchend von meinen Lippen. „Nein, Herr Rittmeister . . . was . . .?“ — „Und ihr anderen saht auch nichts?“ — „Nein, Herr Rittmeister!“ flüsterte es betroffen im Kreise. Ich richtete mich entschlossen auf. „Halt! — keinen Schritt weiter! — Es droht uns eine Gefahr! — Hacket, halten Sie mein Pferd!“ Ich sprang zur Erde. „Lassen Sie mich ein paar Schritte vorgehen!“ Unter meinen Sohlen knirschte loses Steinicht, es bröckelte ab und ich hörte, wie ein Stück fortrollte und dann polterte, als stürze es einen tiefen Abgrund hinab. Was war das? Als ich unschlüssig stehe und zaudere, noch einen Schritt vorwärts zu tun, bricht der Mond mit hellem Strahl durch das Gewölk, und ich blicke vor mich nieder in die gähnenden Tiefen eines Steinbruches, während drüben am jenseitigen Rand eine Laterne aufgehängt ist. Eine Falle, die uns die Franktireurs gestellt haben! Einen Augenblick rinnt es wie kaltes Grauen durch meine Glieder — noch zwei Schritte weiter und wir lagen zerschmettert in der Tiefe. Ich sprang zurück auf mein Pferd. — „Rehrt! Wir sind an Steinbrüchen!“ rief ich leise und meine wackeren Reiter, die das Entsetzliche gleich mir geschaut hatten, reißen die Pferde

herum. Da knattert es jenseits des Steinbruches. Kugeln pfeifen über uns hinweg, meinem Gefreiten schlägt die eine gegen den Karabiner, dennoch hat er ihn schon an der Backe und gibt gleich uns Feuer. Zweimal schießen wir in die Dunkelheit hinein, der Mond versteckt sich wieder, wir sehen keinen Feind mehr und jagen nun durch Sturm und Regen dem schützenden Walde wieder zu. Erst später, als wir wieder wohlbehalten bei den Unseren angelangt sind, überkommt mich die Erinnerung an das soeben Erlebte mit elementarer Gewalt. Ich öffne meine Brusttasche, blicke auf das Bild meiner lieben, lieben seligen Mutter, presse das Antlitz darauf und weine wie ein Kind. Eine Erklärung für die räthelhafte, gespenstische Erscheinung habe ich nie gefunden, nur die, daß ich schon während Lebzeiten der Mutter stets ihr Sorgenkind gewesen, über das sie ganz besonders treu und liebevoll schützend ihre Hände gebreitet.“ —

10.

In Gefahr im Feuer.

Eine bejahrte, christliche Frau hatte einen lieben Enkelsohn, der auf einer Reise, weit im fernen Spanien war. In treuer Liebe dachte sie aber nicht nur viel an ihn, sondern sie begleitete ihn auch täglich mit ihren Gebeten. Eines Nachts wurden Großmutter und Mutter des in der Ferne Weilenden, die beieinander wohnten und in einem Zimmer schliefen, zur selben Zeit wach, und jedes fühlte sich angetrieben, für den jungen Mann im stillen zu beten. Als die Tochter merkte, daß ihre Mutter auch wach sei, sagte sie zu derselben: „Ich weiß gar nicht, wie es kommt, aber ich bin voller Unruhe über unseren Ernst ganz plöz-

lich aufgewacht und fühle mich sehr gedrungen, für ihn zu beten.“ „Mir geht es gerade wie Dir,“ bekannte alsbald die Großmutter. Endlich schliefen beide wieder ein. Ungefähr um 9 Uhr morgens kam ein Telegramm aus Spanien an, das die Nachricht enthielt, daß Ernst in der Nacht, gerade um die Zeit, als die beiden Frauen beteten, bei einem Brand in großer Lebensgefahr gewesen, durch Gottes Güte aber wunderbar behütet worden sei.

II.

In Gefahr im Wasser.

Der schlesische Pfarrer Muthmann war auf einer Reise, um die Kranken in seiner weitverstreuten Gemeinde zu besuchen. Er bediente sich dazu eines starken Pferdes. Auf dem Heimweg kam er an das Flößchen Else, durch das man sonst bequem hindurchschreiten konnte. Jetzt zur Zeit der Schneeschmelze war aus dem sonst so zahmen Flößchen ein reißender Strom geworden. Aber der Pfarrer mußte hindurch, da Pflichten ihn riefen. Er ritt zu der ihm bekannten flachsten Stelle, aber o weh, der Strom riß ihn und sein Pferd fort; das starke Tier hatte eben nur noch den Kopf über Wasser, und Muthmann sank bis an die Schultern in die Flut. Da rief er, wie einst Petrus: „Mein Herr Jesu, hilf! Ach Herr Jesu hilf!“ Und siehe da, da nahm das Roß seine letzte Kraft zusammen, machte einen gewaltigen Ruck nach dem Ufer hin und bekam Boden unter die Füße. Der Pfarrer war gerettet. Seine Uhr, die er dann zu Hause nachsah, war um 9⁵⁴ im Wasser stehen geblieben; und siehe da, seine Frau versicherte ihn, daß sie gerade zu dieser Zeit, von

großer plötzlicher Sorge um ihn getrieben, auf den Knien gelegen und für ihn ernstlich zu Gott gefleht hätte. —

12.

Die Gefahr im Schacht.

In einem schwäbischen Landstädtchen waren Wasserleitungsarbeiten zu machen. Dieselben wurden dem jungen S. übergeben, der schon öfter solche Aufträge ausgeführt hatte und in der ganzen Stadt als ein pflichttreuer und gewissenhafter Mann bekannt war. Er gehörte zu den „Frommen“ und machte kein Hehl daraus.

Diesem Mann war die Wasserleitungsarbeit übertragen worden. Tag für Tag war er mit seinen Arbeitern draußen. In einigen Tagen hofften sie fertig zu werden. Eine Stelle machte noch Schwierigkeiten. Ein etwa sechs Meter tiefer Schacht mußte gegraben werden; alle erforderlichen Vorsichtsmaßregeln waren getroffen, die Wände des Schachtes waren gesprießt und gestützt. Weil die Arbeit eilte, mußten einige Arbeiter auch in der Nacht weitergraben. Nach nochmaliger eingehender Prüfung aller Einzelheiten ging S. eines Tages spät abends heim, befahl seine Arbeiter und seine Arbeiter nochmals dem Schutze Gottes und legte sich im Bewußtsein, alles getan zu haben, was in seinen Kräften stand, zur Ruhe. Bald war er eingeschlafen. Ihm träumte. Ganz deutlich sah er den Schacht, in dem die Arbeiter waren. Eingehend prüfte er jede einzelne Stelle, ob sie solid gestützt sei und kein Einsturz drohe. Da plötzlich wurde ihm ganz heiß. Auf einer Seite gewahrte er einen klaffenden Riß im Erdreich. Den hatte er am Abend vorher noch nicht gesehen. Und mit Entsetzen wurde ihm klar: Hier droht den Arbeitern

Unheil, hier stürzt ein Teil des Schachtes ein. Eine fieberhafte Angst ergriff ihn. Er erwachte und sprang auf. Aber Unsinn — es war ja ein Traum. In seiner Sorge nahm er seine Zuflucht zum Gebet und befahl sich und seine Arbeiter dem Schutze des Hüters Israel, der nicht schläft noch schlummert. Vom nahen Kirchturm schlug es zwei Uhr, als S. sich wieder legte. Er schlief ein, und wieder träumte er mit lebendiger Deutlichkeit, daß an einer bestimmten Stelle den ahnungslos in der Tiefe Arbeitenden Gefahr drohe. Wieder erwachte er in Schweiß gebadet. Er stand auf, weckte seine Frau und sagte ihr in kurzen Worten, was ihn quäle. Diese suchte ihn zu beruhigen und zum Bleiben zu veranlassen. Er ließ sich jedoch nicht mehr aufhalten. Eben schlug es vier Uhr, als er die Haustür hinter sich zumachte. Er lief, so schnell er konnte, dem Schachte zu. Schnell zündete er ein Licht an und untersuchte geräuschlos die Wände des Schachtes; und siehe da — genau an der Stelle, die er zweimal im Traum gesehen, war ein klaffender Riß, an dem schon die Erde anfing, sich zu senken. Eile tat not, aber es war nicht zu spät. Mit lauter Stimme rief er in den Schacht hinunter: „Sofort kommt alle herauf!“ Erschrocken, wer denn in stockdunkler Nacht oben am Schacht ihnen solchen Befehl erteilte, stiegen die Arbeiter eilig herauf und waren aufs höchste erstaunt, ihren Arbeitgeber mit bleichem Gesicht vor ihnen stehen zu sehen. Viel Zeit war nicht zu verlieren. Mit Entsetzen wurde es ihnen zur Gewißheit, daß es eine halbe Stunde nachher zu spät gewesen wäre, daß sie dann lebendig begraben worden wären unter dem einstürzenden Schacht. Mit vereinten, angestrenzten Kräften arbeiteten sie bis zum Morgen, um den Schaden wieder auszubessern und das Unglück zu verhüten. Und als die Morgensonne aufging, stieg ein heißes Dankgebet zum Himmel. —

In Gefahr unter Wilden.

Missionar van Asselt, rheinischer Missionar auf Sumatra von 1856—1876, erzählt folgende Begebenheit aus seinem Leben:

Als ich zuerst im Jahre 1856 nach Sumatra gesandt war, da war ich der erste europäische Missionar, der unter die wilden Batta ging. Wohl waren 20 Jahre vorher schon zwei amerikanische Missionare zu ihnen gekommen und hatten ihnen das Evangelium bringen wollen, aber sie hatten sie getötet und aufgefressen, und seitdem war ihnen das Evangelium nicht wieder verkündigt worden; und sie waren natürlich dieselben geblieben in Wildheit und Grausamkeit. Was das aber heißt, allein zu stehen und zwar unter einem ganz wilden Volke, mit dem man sich nicht einmal verständigen kann, weil man noch nicht einen einzigen Laut ihrer Sprache versteht, deren mißtrauische, feindliche Blicke und Gebärden aber eine sehr verständliche Sprache reden — ja, davon kann man sich schwerlich einen Begriff machen. Die zwei ersten Jahre, die ich zunächst ganz allein, dann mit meiner Frau zusammen unter den Batta verlebte, waren so schwer, daß ich jetzt noch mit Grauen an sie zurückdenke. Es war oft, als wären wir ringsum von feindseligen Mächten der Finsternis umgeben, denn es überfiel uns zuweilen eine so unerklärliche, namenlose Angst, daß wir nachts von unserem Lager aufstehen mußten und niederknieten und beteten oder Gottes Wort lasen, nur um von diesem Bann befreit zu werden und wieder aufatmen zu können.

Nachdem wir zwei Jahre auf dieser ersten Stelle gewohnt hatten, zogen wir einige Stunden weiter ins Innere zu dem Volksstamm, der schon etwas zivilisiert war und

uns freundlich aufnahm. Wir bauten uns dort ein kleines Häuschen mit drei Räumen, einem Wohnzimmer, Schlafzimmer und einem kleinen Raum für Gäste, und das Leben gestaltete sich nun etwas leichter und freundlicher für uns. Als ich nun einige Monate an diesem neuen Wohnorte gelebt hatte, kam eines Tages ein Mann zu mir aus unserer früheren Gegend, den ich dort kennen gelernt hatte. Ich saß gerade auf der Bank vor unserem Hause, er setzte sich zu mir und sprach zunächst von diesem und jenem. Endlich begann er:

„So, tuan (Lehrer), und nun habe ich noch eine Bitte!“

„Und die wäre?“

„Ich möchte so gerne deine Wächter mir in der Nähe besehen!“

„Was für Wächter meinst du? Ich habe keine!“

„Ich meine die Wächter, die du nachts um dein Haus stellst, damit sie dich beschützen.“

„Aber ich habe keine Wächter,“ sagte ich nochmals, „ich habe ja nur einen kleinen Hütejungen und einen kleinen Koch, die würden schlecht zu Wächtern taugen.“

Da sah der Mann mich ungläubig an, als wollte er sagen: „Ach, mache mir doch nichts weiß, ich weiß es ja besser.“ Er bat dann: „Darf ich wohl einmal dein Haus durchsuchen, ob sie da versteckt sind?“

„Ja, gewiß,“ sagte ich lachend, „durchsuche es nur, du wirst niemand finden.“

Er ging also hinein in das Haus und durchsuchte jeden Winkel und durchstöberte selbst die Betten, kam aber sehr enttäuscht zu mir zurück. Nun fing ich aber das Examen an und forderte ihn auf, mir zu erzählen, was es mit den Wächtern, von denen er sprach, für eine Bewandnis habe. Da erzählte er dann: „Als du zuerst zu uns kamst, tuan, da waren wir sehr erzürnt auf dich; wir

wollten es nicht, daß du unter uns wohnen solltest, denn wir trauten dir nicht und glaubten, daß du Böses im Schilde führtest. Darum taten wir uns zusammen und beschloßen, dich und deine Frau zu töten. Wir zogen auch hin vor dein Haus, eine Nacht und die andere Nacht; aber immer, wenn wir kamen, stand dicht um dein Haus herum eine doppelte Reihe von Wächtern mit blinkenden Waffen, und so wagten wir es nicht, sie anzugreifen und in dein Haus zu dringen. Und so gingen wir zu einem Meuchelmörder (unter den wilden Batta gab es damals noch eine besondere Zunft von Meuchelmördern, die gegen Lohn jeden umbrachten, der aus dem Leben geschafft werden sollte) und fragten ihn, ob er es unternehmen wolle, dich und deine Frau zu töten. Der lachte uns wegen unserer Feigheit aus und sagte: „Ich fürchte keinen Gott und keinen Teufel, ich will schon durch die Wächter durchdringen.“ So kamen wir denn am Abend alle zusammen und der Meuchelmörder, seine Waffe um den Kopf schwingend, schritt mutig voraus. Als wir in die Nähe deines Hauses kamen, hielten wir uns zurück und ließen ihn allein gehen; aber nach kurzer Zeit kam er eiligst zu uns zurückgelaufen und sagte: „Nein, da wage ich es nicht, allein durchzudringen; zwei Reihen großer, starker Männer stehen da, ganz dicht, Schulter an Schulter, und ihre Waffen leuchten wie Feuer.“ Da gaben wir es auf, dich zu töten. Aber nun sage, tuan, wo sind die Wächter; hast du sie nie gesehen?“

„Nein, ich habe sie nie gesehen!“

„Und deine Frau auch nicht?“

„Nein, meine Frau auch nicht.“

„Aber wir haben sie doch alle gesehen, wie kommt denn das?“

Da, sagte der Missionar Asselt, ging ich hinein und

holte aus unserem Hause eine Bibel und hielt sie ihm aufgeschlagen vor und sagte: „Sieh, dies Buch ist das Wort unseres großen Gottes, in dem Er uns verheißt, daß Er uns behüten und beschirmen wolle; und diesem Worte glauben wir ganz fest, darum brauchen wir die Wächter nicht zu sehen; ihr aber glaubt nicht, darum muß euch der große Gott die Wächter zeigen, damit auch ihr glauben lernet.“ —

14.

Das wiedergefundene Manuskript.

Ich suchte lange und unter Gebet — so erzählt uns ein Freund — ein wertvolles Manuskript eines teuren, vor mehreren Jahren heimgegangenen Knechtes Gottes. Der Verlust desselben wäre mir und vielen anderen ein großer Schmerz gewesen. Aber all mein Suchen half nichts. Nach einiger Zeit hatte ich ein Traumbild: Eine nicht zu erkennende Person stand an meinem Bett mit einem der Schriftpäckchen, welche ich schon mehrfach durchsucht hatte, griff mit den Fingern zwischen die Umhüllung in welcher die Schriften lagen und sagte: „Zwischen diesen Papieren findest du es.“ Als ich erwachte, fühlte ich mich krank. Sieben Wochen mußte ich das Bett hüten. Da hatte ich zum zweitenmal den gleichen Traum. Als ich wieder ein wenig aufstehen konnte, holte ich das betreffende Schriftpäckchen hervor und öffnete es. Und wirklich, das gesuchte Manuskript lag zwischen der doppelten äußeren Umhüllung. —

Wider Erwarten genesen.

„Gegen Ende meines 16. Jahres,“ so erzählte persönlich eine Frau Lehrer F. in B.— (in Sachsen) einem Freunde des Herausgebers, „erkrankte ich schwer an Typhus. Meine Eltern boten alles auf, mich am Leben zu erhalten. Es war vergeblich. Den bedeutendsten Arzt des Ortes holte man zu meiner Hilfe. Schließlich rief man den zweiten, ja endlich sogar noch den dritten. Aber kopfschüttelnd standen diese drei Männer vor meinem Bette und erklärten den Meinen, „daß keine Hilfe mehr zu bringen sei. Vielleicht noch eine Stunde — dann sei alles vorbei.“ Ich selbst hatte schon einige Tage bewußtlos dagelegen und nahm infolgedessen nicht wahr, was um mich her vorging.

Da — in diesem meinem hilf- und rettungslosen, ich möchte sagen, finsternen Zustande — sehe ich auf einmal meine Zimmertür aufgehen und in wunderbarem Lichtglanze einen Engel eintreten. Weg war alles Dunkel; der ganze Raum schien hell. In eigentümlicher Milde und Hoheit kam er auf mein Lager zu. Seine Rechte hielt einen glänzend weißen Maßstab, auf welchen viele silberne Ziffern und Zahlen eingraviert waren, ähnlich einem Meterlinial. Ueber dem Maßstab befand sich ein goldener Griff.

„Mägdlein,“ so redete er mich an mit einer wundervollen Stimme, mit einem Klange, den ich noch nie gehört hatte auf dieser Erde. „Mägdlein, nach Gottes Rathschluß war dein Leben heute zu Ende. Denn jetzt vor 16 Jahren wurdest du geboren, und die Stunde deiner Geburt sollte auch die Stunde deines Abscheidens nach 16 Jahreswechseln sein. Da aber einer von deinen Blutsverwandten in in-

brünstigem Glauben immer vor dem Throne Gottes erscheint und für dein Leben fleht, so hat der alleinweise Gott voll Gnade beschlossen, dieses Flehen zu erhören, dein Leben zu verlängern und dich berufen, als Lehrerin Kinder zum Herrn zu führen. Und damit du erkennst, daß es Wirklichkeit und Wahrheit ist, was ich dir sage, so wende dein Auge auf dieses Maß.“ — Ich tat, was er sagte und siehe, ich gewahrte, wie gerade über der Zahl „Sechzehn“ der goldene Griff fest eingehakt war. Der Engel faßte nun den Maßstab unten an und plötzlich wurde der Griff wie von einer unsichtbaren Hand weit hinaufgeschoben, bis er auf einer entfernten Zahl stehen blieb.

„Die Zahl deiner weiteren Lebensjahre ist dir verborgen,“ so fuhr der himmlische Bote fort. „So sei genesen und gib Gott, dem Höchsten, Seine Ehre!“ — Mit diesen Worten ging er zur Tür hinaus — und der finstere Raum lag wieder vor mir. Noch lange starrte ich nach der Türe. Sollte er nicht wieder eintreten? Doch alles blieb still. „O, war das schön!“ so rief ich aus und schlug in Wirklichkeit meine Augen auf. Und was gewahrte ich jetzt? Drei mir bekannte Aerzte stehen vor meinem Bette. Händeringend und schluchzend steht meine Mutter am Fußende und ruft in bitterem Weh: „Mein Kind; mein Kind! Vorbei; vorbei!“ Und während hinter meinem tiefgebeugten Vater meine Schwestern laut weinen, sehe ich durch die halbgeöffnete Tür des Nebenzimmers meinen Bruder hingefunken zum Gebet. Voll Bewunderung frage ich laut: „Was weinet Ihr?“ Welch eine Veränderung rief diese Frage unter den Anwesenden hervor! „Was,“ rief der Medizinalrat K., „dieses Kind wird gesund?“ „So etwas ist uns nie vorgekommen,“ sagten die beiden anderen Doktoren zu einander. „Ja,“ urteilte der

gottesfürchtige Medizinalrat, „hier sind wir überflüssig; eine höhere Macht waltet hier vor.“

Und die Meinen? Ja, was soll ich sagen! Ueberfließend von Tränen küßte mich meine gute Mutter auf meine Stirn; mein Vater hielt meine rechte Hand, als wollte er sie nimmer lassen, währenddessen meine Schwestern ganz starr stehen blieben, indem sie nicht zu beurteilen vermochten, was vorgegangen sei. Jetzt kam auch mein Bruder. Er beugte sich still über mein Bett. Kein Wort kam über seine Lippen; aber Tropfen auf Tropfen, die auf mein Antlitz herniederfielen, verkündeten mir leise, was in seinem treuen Bruderherzen vorging.

Obwohl ich noch sehr angegriffen mich fühlte, hatte ich doch Verlangen, mich zu setzen und mit den Meinen zu sprechen. Die Aerzte empfahlen mir zwar Schonung; jedoch länger zu bleiben, schien ihnen nicht am Plage zu sein. Sie gingen fort.

Auf die Frage meiner Eltern, was ich wohl gesehen hätte, als ich ausrief: „O, war das so schön!“ theilte ich ihnen das Erscheinen oder Gesicht des Engels mit. Sie knieten nieder und dankten Gott für diese unaussprechliche Güte; ich dankte, so weit es mir möglich war, mit ihnen.“

Frau F., eine Frucht der anhaltenden Fürbitte ihres Bruders, hat tatsächlich später durch Gottes Gnade viele Kinderherzen zum Herrn Jesu weisen dürfen; und viele Gläubige dort sind heute noch ein lebendiges Zeugnis von ihrer gesegneten Tätigkeit als Lehrerin.

16.

Durch einen Traum entlarvt.

Ein äußerst geschickter Wechselfälscher, der in den besten Gesellschaftskreisen in Boston verkehrte und allgemein

für sehr reich galt, wurde auf höchst merkwürdige Weise vor nicht langer Zeit entlarvt. Der Verbrecher hatte seine saubere „Kunst“ mehrere Jahre hindurch mit bestem Erfolge und ohne den geringsten Verdacht auf sich zu lenken getrieben und bereits die größte Vollkommenheit im Nachahmen fremder Handschriften erlangt. Nun geschah es, daß er die Bekanntschaft eines Verlegers machte, dessen Vermögen auf viele Millionen geschätzt wurde. Das aristokratische, feine Benehmen des nobel auftretenden Gauners imponierten dem Geldmann, er lud ihn zu sich ein und bald war der etwa 29jährige elegante Spitzbube ein ständiger, gerngesehener Gast im Hause des Millionärs. Eines Tages machten die Bankhäuser des Verlegers die Wahrnehmung, daß jemand die Unterschrift des Millionärs auf verschiedenen Wechseln über große Summen gefälscht hatte. Zwei Geheimpolizisten wurden sofort mit der Verfolgung der Angelegenheit betraut. Die Beamten vermochten jedoch nicht die leiseste Spur des Täters zu entdecken. Der Verleger sprach oft mit dem in bewundernswerter Kaltblütigkeit bei ihm aus- und eingehenden Verbrecher über die rätselhaften Fälschungen, und der stets innigste Anteilnahme heuchelnde junge Mann verlieh bald dieser, bald jener Vermutung Ausdruck. Eines schönen Morgens kam nun das elfjährige Töchterchen des Verlegers mit wichtiger Miene in das väterliche Bureau und erzählte dem nur zerstreut zuhörenden Manne, daß es in der letzten Nacht sehr „komisch“ geträumt habe. Die Kleine berichtete, daß „der vornehme Herr,“ der jetzt so oft zum Besuch komme und immer so liebenswürdig zu ihrer ältesten Schwester sei, ihr im Traum erschienen wäre und sie aufgefordert hätte, mit ihm spazieren zu gehen. Er habe sie in seine Wohnung in der Mainestreet geführt und ihr gezeigt, daß er ebenso schön schreiben könne, wie ihr Papa, dessen

Namen er sehr sorgfältig auf ein längliches Stück Papier zeichnete. Er habe ihr das Papier dann geschenkt, aber als sie aufgewacht, sei es natürlich verschwunden gewesen. Der erstaunte Verleger hatte zuletzt sehr aufmerksam dem Geplauder zugehört und machte dann den Geheimpolizisten Meldung von dem eigentümlichen Traum des Kindes. Die Beamten waren anfangs geneigt, die Sache zu belächeln, beobachteten aber nichtsdestoweniger den betreffenden Herrn. Die Folge war, daß man Veranlassung fand, eine Haussuchung bei dem feinen Herrn vorzunehmen, und da entdeckte man denn die vollständige Einrichtung zum Fälschen von Banknoten, Wechseln usw. Dem Gauner gelang es nicht mehr, sich der Verhaftung zu entziehen, und bald stellte es sich heraus, daß man es mit einem Individuum zu tun hatte, dessen Spur schon lange verfolgt wurde, da man ihm eine Anzahl in anderen größeren Städten Amerikas verübte bedeutende Fälschungen zur Last legte.

17.

Vergebliche Warnung.

Ein leichtfertig dahinlebender Mann in meiner Heimat, so erzählt der bekannte Prediger H., träumte in einer Nacht, daß er sich vor der Markthalle der nahegelegenen Stadt befinde, in der er oft zu tun hatte. In der Mauer gewahrte er einen Durchgang, den er früher nie wahrgenommen. Er trat näher, um diesen Durchgang zu besichtigen. Ein Tor gab, als er es berührte, dem Drucke nach und öffnete sich nach dem Innern der Markthalle. Er trat ein und hatte einen schauerlichen Anblick. Männer und Frauen liefen in größter Angst und Verzweiflung umher; ihre Qual war so groß, daß jeder mit sich selbst

beschäftigt war und kaum den anderen beachtete. Die meisten unter ihnen erkannte er; es waren Leute, die in seiner Nachbarschaft gewohnt hatten und im Laufe der letzten Zeit gestorben waren. Sie schauten ihn an, als seien sie bestürzt, daß er auch hierher gekommen sei. Darüber erfaßte ihn eine furchtbare Unruhe. Eiligst wandte er sich wieder zur Thür, um hinauszukommen, wurde aber von einem finster dreinschauenden Thürhüter festgehalten, der mit dumpfer Grabesstimme sagte: „Du darfst nicht hinaus!“ Er entgegnete: „Ich will aber hinaus!“ „Du darfst nicht“, war die Antwort, „sieh her, die Thür geht nur nach innen, niemals nach außen auf. Man kann hereinkommen, aber nie wieder hinaus.“ Und wirklich, so war es; tödliche Angst befiel ihn, als er die geheimnisvolle Thür betrachtete. Er legte sich noch einmal aufs Bitten und Flehen. Da ließ ihn endlich der Thürhüter hinaus mit den Worten: „Es ist nur eine Ausnahme, die ich mache. Geh; aber nur auf acht Tage!“ — Darob war er so glücklich, daß er erwachte.

Acht Tage darauf war Markttag. Der Mann ging wie gewöhnlich nach der Stadt, wo er zu tun hatte. Als er zur Markthalle kam, betrachtete er die Mauer, in welcher er im Traum jenes geheimnisvolle Tor gesehen. In der Wirklichkeit war nichts davon zu bemerken. Das verhärtete ihn nun ganz und gar gegen die empfangene Warnung. Er rief: „So, nun bin ich völlig beruhigt über meinen Traum, jetzt soll es ein gutes Mittagessen geben und einen lustigen Trunk dazu!“ Wie wenig oder wie viel der Mann getrunken, wissen wir nicht zu sagen. Als er aber abends spät nach Hause ritt, warf ihn sein Pferd ab und er fiel so unglücklich, daß er alsbald verschied. Gerade acht Tage waren seit seinem Traum verflossen. —

Wir wollen nun das Gebiet der Ahnungen, Gesichte und Träume verlassen und uns zu einem dritten Kapitel wenden, zu ernstern Begebenheiten aus dem Leben, die den denkenden Leser auf die Frage: „Zufall oder Gottes Hand?“ gleichfalls die rechte Antwort werden finden lassen. Wir überschreiben den neuen Abschnitt daher:

3. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“

1.

Beim Kartenspiel.

Vor nicht langer Zeit, als die Influenza weit und breit herrschte, saßen in einem Dorfe in der Rheinprovinz etliche Wirtshausbrüder beim Kartenspiel. Dabei wurde, wie gewöhnlich, viel geflucht und der Name Gottes mißbraucht. Auch über die herrschende Influenza spottete man. Da schlug ein Spieler vor, die Influenza auszuspielen. Der Vorschlag fand Beifall; die Karten wurden gemischt, ausgeteilt und ausgespielt. Ein Schneidermeister hatte das Glück, die Influenza zu gewinnen. — Als er nach Hause kam, ergriff ihn diese Krankheit wirklich und warf ihn aufs Bett. In seinen Schmerzen jammerte er immer wieder: „Ach, hätte ich doch den ‚Spieß=Uß‘ aus der Brust!“ — So starb er, um vor Gott zu treten. —

2.

Der Ritt zur Hölle.

Ein junger Kaufmann hatte sich ein Pferd gekauft, weil er in seinem Geschäfte oft aufs Land mußte. Im Gasthof fragte man ihn in der Gesellschaft neckend, ob er auch reiten könne: „O gewiß“, sagte er; „ich kann in die Hölle reiten!“ Am nächsten Tage kam sein Pferd im Galopp ohne Reiter in die Stadt zurück. Man geht aus, den prahlerischen Reiter zu suchen und findet ihn bald am Wege liegen mit gebrochenem Genick. —

3.

Die Einladung zur Beerdigung.

Eine junge Dame hatte sich noch nicht ganz von der vor einigen Jahren so stark herrschenden Influenza erholt und sollte das Zimmer hüten. Da aber gerade eine Ausstellung in der Stadt war, sagte sie: „Ich versuch's und gehe morgen hin; dann halte ich mich gut und gehe nach drei Tagen auch zum Ball und nach fünf Tagen schicke ich dann eine Karte herum und lade Freunde und Verwandte zu meiner Beerdigung ein.“ Gesagt, getan! Sie ging zur Ausstellung, sie ging drei Tage später auf den Ball; und — wurde nach drei weiteren Tagen beerdigt.

4.

Auf dem Tanzboden.

A. v. D. erzählt im „Hann. Sonntagsbl.“: „Es ging lustig her auf dem Tanzboden in L., einem kleinen Dorfe.

Vina war die ausgelassenste unter ihren Kamerädinnen; sie tanzte, lachte, scherzte unaufhörlich, und ein großer Kreis junger Leute horchte auf ihre losen Reden und lachte darüber. Nach einem raschen Tanz war Vina an das offene Fenster getreten und stand nun dort in der kühlen Abendluft. Da ging langsam ein stiller ernster Mann vorüber; ihm war seit einigen Tagen das traurige Amt des Totengräbers im Ort übertragen worden. In übermüthiger Laune rief das Mädchen ihn an: „Heda! Totengräber! Ihr habt noch für niemand das Grab gegraben; ich will die erste sein!“ Alle schracken zurück, das war eine schreckliche Rede; aber lachend blickte Vina um sich, ihre Augen funkelten, die roten Backen strahlten von Gesundheit und Leben. Und weiter ging's ins lärmende Tanzgewühl. — Nach wenigen Tagen aber ward das so kräftige Mädchen bleich und krank, eine Lungenentzündung trat ein und raffte sie rasch dahin. Da hat der neue Totengräber ihr wirklich das erste Grab gegraben. —

5.

Dreimal 24 Stunden.

Ein Christ, der um das Seelenheil seiner sorglos dahinlebenden Nichte bekümmert war, sprach wiederholt ernst mit ihr über die Nothwendigkeit, sich zum Herrn und Heiland zu bekehren. Ihre gewöhnliche Antwort war, daß sie sich auch bekehren wollte, aber jetzt noch nicht; sie sei willens, die Welt noch etwas zu genießen. Als ihr der Oheim eines Tages wieder zum Herzen sprach, sich doch dem Herrn hinzugeben, da sie nicht wisse, wie lange sie noch in der Welt sei, da antwortete das blühende Mäd-

chen lachend: „Nun, es mag gehen wie es will, dreimal 24 Stunden bin ich jedenfalls noch auf der Welt!“ (Sie dachte an die Zeit, die ein Toter vor der Beerdigung liegen bleiben muß.) In derselben Nacht starb das leichtfertige Mädchen an einem Herzschlag, und nach dreimal 24 Stunden begrub man sie.

6.

Der Flucher.

Im März 1863 saßen eines Sonntags in einem Wirtshause in Dürngraben (Kanton Bern) mehrere Männer beim Trunk; unter diesen ein Johannes Kitter, der sich rühmte und wirklich durch die That bewies, daß er furchtbar fluchen konnte. Ein Gebetbuch zur Hand nehmend, sagte er: „Ich will jetzt zeigen, wie man aus einem Gebetbuch fluchen kann.“ In dem Augenblick aber, als er den Mund auf-tun will, um die gräßlichen Flüche auszustößen, wird seine Zunge gelähmt, er hat die Sprache verloren. —

7.

Das letzte Mal in der Kirche.

In einem Gebirgsdörfchen wurde Hochzeit gefeiert. Als die Trauung und die Feier in der Kirche vorüber war und der Hochzeitszug zur Kirche hinausging, drehte sich draußen vor der Thür der Bräutigam, ein roher, gott-loser Mensch, auf dem Absatz herum und rief, zur Kirche gewandt, mit lauter Stimme: „Heute bin ich das letztemal hier gewesen!“ — Der Hochzeitstag ging vorüber und am anderen Morgen in der Frühe eilte der junge Gatte —

er war Bergmann — zur Arbeit. Zum Abendessen wollte er wiederkommen. Seine Frau hat das Essen zur bestimmten Stunde bereit, aber er ist noch nicht da; sie wartet, aber er kommt nicht. Endlich sieht sie einen Wagen langsam die Straße herabgefahren kommen und vor dem Hause halten. Die Bergleute, welche auf dem Wagen sitzen, heben einen langen Gegenstand behutsam herab; stumm tragen sie ihn in die Stube und nehmen die Hülle fort, die ihn bedeckt. Die bestürzte Frau blickt hin — es ist ihr Mann, bleich und tot. Ein Stück Felsen war herabgefallen und hatte ihn zerschmettert. —

Am dritten Tag wurde der Bergmann begraben, und nach Landesfite wurde der Sarg in die Kirche vor den sogenannten „Altar“ getragen. Vier Tage nachdem er jenes gotteslästerliche Wort gesprochen hatte, war er also dort, wo er nie wieder hatte hinkommen wollen.

8.

Zu Nacht essen bei Gott.

Eines Tages saß in Gonpilliers (Frankreich) vor etwa 33 Jahren eine Gesellschaft von Fabrikarbeitern zu Tische bei ihrem Kostgeber Devaillant. Einer der Anwesenden schwur bei dem Namen Gottes, jedoch mehr aus Gewohnheit als böser Absicht. Der Wirt machte ihm hierüber einige freundliche Vorstellungen, welche von jenem gut aufgenommen wurden, da er kein bösertiger Mensch war. Ein anderer Arbeiter aber, ein Weber Namens Herubel, wollte sich nun in seinem Unglauben zeigen. Erst leugnete er, daß ein Gott sei. Ueber seinen Großsprechereien wuchs ihm der Mut zu gottlosen Reden, bis er endlich eine entsetzliche Lästerung gegen Gott und die Religion

ausstieß. Dieser Tollheit suchte Levaillant mit sanften Worten zu begegnen. Aber Serubel antwortete spöttelnd: „Was sagst du mir von deinem Gott? Ich will heute Abend mit ihm zu Nacht essen.“ Im gleichen Augenblick stürzte er, wie vom Donner gerührt, auf sein Gesicht zur Erde. Er war tot. —

9.

Zum Mittagessen in der Hölle.

Vor mehreren Jahren wurde ein Brücke bei N. repariert. Unter den Handwerkern, die daran arbeiteten, war auch ein gewisser P., ein bekannter Flucher und Lästler. Dieser spottete eines Morgens in gewohnter Weise über das zukünftige Leben, Gottes Gericht, Himmel und Hölle, und tat, darüber zur Rede gestellt, schließlich den entsetzlichen Ausspruch, er wolle ebenso lieb als im Himmel heute noch sein Mittagessen in der Hölle einnehmen. Vormittags 11 Uhr war es, als der Mann, ohne sich an das Wort zu kehren: „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten,“ jene Worte sprach, und es geschah ihm, wie er es begehrte. Ganz kurz vor der Mittagsstunde, ehe man die Arbeit niederlegte, fiel er von dem Gerüste, auf dem er arbeitete, brach das Genick und gab seinen Geist auf.—

10.

„Das ist auch eine Hölle.“

Doctor Cappadose, ein holländischer Arzt, von Geburt ein Jude, nachmals ein gläubiger Christ, ließ 1873 im

Tageblatt von Haag, der Hauptstadt Hollands, folgende Geschichte einrücken: In unserem Vaterlande gibt es irgendwo eine Papier-Fabrik. Der Eigentümer, ein Mann ohne Gottesdienst und ein Spötter, hat durch seine Bemühungen manchen Verwandten und Untergebenen zum Unglauben zu verleiten und vom Evangelium abzuziehen gesucht. Bei mehreren war es ihm geglückt. Nun wurde vor einigen Monaten der Plan ausgeführt, statt der Mühle eine Dampfmaschine anzubringen. „Wo ich Hunderte gewann, werde ich nun Tausende gewinnen!“ so lautete die Prahlerei des unglücklichen Mannes. Seine Arbeiter, sagte er, könnten nun nicht mehr zur Kirche gehen, noch Sonntags feiern, denn es müßte Sonntag und Werktag durchgearbeitet werden.

Der Tag der Einweihung der Dampfmaschine kam. Viele Verwandte und Neugierige waren erschienen. Man trank starkes Getränk; der Ofen wurde angezündet. Die Freude war groß, nun mußte nur noch gespottet werden. „Man sagt, daß es eine Hölle gebe“, ruft der Fabrikant; „wohlan, das da ist auch eine Hölle“, indem er auf den glühenden Kessel hinwies. „In der Hölle wird es auch nicht so schlimm sein, wie die Leute sagen. Niemand ist gekommen, es uns zu erzählen.“ Hierauf entstand ein allgemeines Gelächter und Gespötte. Auf einmal wurde ein sonderbares Getöse gehört. Der Fabrikant geht eilends hin, um zu untersuchen, was es sein möchte. Als er über den Kessel kam, fand eine Explosion statt. Feuer und Dampf erfüllen das Haus, Schrecken alle Herzen. Als man etwas zu sich selbst gekommen war, sah man sich nach dem Fabrikanten um. Man fand ihn über einem Balken hängend, verstümmelt und tot. —

II.

„Das Lügenbuch.“

Als vor 100 Jahren die Revolution in Frankreich ausbrach, lebte in der Gemeinde B. bei Weißenburg im Elsaß ein Pfarrer, der dem Worte Gottes längst nicht mehr glaubte, obschon er es um des Einkommens willen, das ihm die Pfarrei sicherte, noch im Munde führte. Da, als das Christentum öffentlich abgeschafft wurde und die Greuel der Revolution ihren Höhepunkt erreichten, glaubte er die Stunde gekommen, wo er seinen Unglauben öffentlich bekennen konnte. Als „Bruder Redner“ bestieg er nun die Kanzel, zerriß die Bibel und warf sie von der Kanzel mit den frevelhaften Worten: „Du elendes Lügenbuch! Ich habe aus dir lange genug dem Volke vorgelogen! Ich will nicht länger mehr ein Heuchler sein!“ Auch wollte er nun nur noch als Bürger und mit „du“ angeredet sein. Aber bald kam in Frankreich wieder eine andere Zeit, von welcher der Kolmarer Liederdichter Pfeffel singt:

„Du, lieber Gott, darfst wieder sein,
So spricht der Schah der Franken!
Schick ihnen doch ein Engelein
Und laß Dich schön bedanken.“

Das Christentum wurde wieder öffentlich geduldet und die Kirchen geöffnet. Da wollte auch unser Bruder Redner wieder Pfarrer sein, suchte sich eine Pfarrei am Rhein und fand sie in der Gemeinde S.— Dort wollte er die Bibel wieder gebrauchen. Aber es kam anders, als er gedacht. Er wurde plötzlich rasend und mußte an eine Kette gelegt werden und bellte wie ein Hund. Er starb auch in diesem entsetzlichen Zustand.

12.

Der Lästlerer auf dem Meere.

Wir befanden uns, erzählt ein Matrose, in der Nähe der Insel Bornholm, und hatten am Tage gute Brise gehabt, die jedoch am Abend schließlich in einen der stärksten Stürme ausartete. Der Kapitän hatte schon frühzeitig den Befehl zum Segelbergen gegeben, und bei Anbruch der Finsterniß trieben wir vor gerefften Segeln einher. Die See rollte über Deck und spülte einen Teil der Decklast, die aus Planken bestand, hinweg. In dem Logis waren die unteren Kojen unter Wasser, und wir mußten unsere Zuflucht auf das Deck nehmen. Naß bis auf die Haut und vor Kälte zitternd, standen wir in banger Erwartung, denn jeder Seemann, der die Ostsee befahren, weiß, was es heißt, in dunkler Novembernacht bei starkem Sturme in der Nähe Bornholms zu treiben. Da kam der Befehl zum Wenden; doch das Wenden versagte, auch das Halsen, trotzdem wir noch das Vorstängestagssegel aufgehißt hatten. Das Schiff trieb unaufhaltsam dem Lande zu. Da trat der Kapitän zu uns und sagte, wir sollten uns auf alles gefaßt machen. Still nahm ein jeder von uns seine Mütze ab und befahl sich im Gebete Gott. Nur einer von uns, ein Dalmatiner, anstatt zu beten zu Dem, der allein jetzt helfen konnte, schimpfte und fluchte, verwünschte das Schiff und den Kapitän, nannte uns Belschwestern und alte Weiber, und benahm sich in höchstem Grade ungebärdig in dieser so schweren Stunde, wo wir nur einen Schritt vom Tode entfernt waren. Da gab der Kapitän noch einmal den Befehl zum Wenden, und mit Gottes Hilfe, die wir so inbrünstig angerufen hatten, gelang es uns und wir brachten das Schiff immer mehr und mehr von der Küste ab. Gegen Morgen, als es hell wurde, bemerkten wir,

daß der Dalmatiner nicht mehr unter uns war, und als wir uns nach ihm umsahen, fanden wir ihn schließlich zwischen der Brustwehr und den Planken vollständig zerquetscht — eine Leiche. Soll ich beschreiben, was dieser Anblick für einen Eindruck auf uns machte? — Ich könnte es nicht. Nur einen Gedanken und ein Wort hatten wir: „Das ist ein Gottesgericht.“ —

13.

Durch ein Gericht bekehrt.

Der alte gläubige Berginvalid Franke erzählt: „Vor vielen Jahren saß ich einmal im Wirtshaus beim Kartenspiel und erlaubte mir dabei verschiedene Betrügereien. Als ich eben wieder einmal gewonnen hatte, sagte mein Mitspieler, ich hätte ihn betrogen. Darüber verschwor ich mich hoch und feuer: Gott solle mir meine Knochen am Leibe zerschlagen, wenn ich betrogen habe. Und doch wußte ich, daß ich es getan hatte, auch wollte der andere mir nicht glauben.“

Am nächsten Tage arbeitete ich im Bergwerk neben einem sehr großen Felsstück, welches durch böse Wetter gelockert worden war, als dasselbe auf einmal zu rutschen anfing und mich fest an die Wand drückte. Es hatte ein Gewicht von mindestens 20 Zentnern. Trotz des furchtbaren Stoßes behielt ich mein volles Bewußtsein; aber das eine Bein war schwer verletzt und das andere ganz und gar zerquetscht. Gott hatte mir nun „meine Knochen am Leibe zerschlagen“; ich schrie um Hilfe; aber ich mußte mehr als zwei Stunden aushalten, bis es gelang, mich aus meiner schrecklichen Lage zu befreien. — Kinder, da war ich am Rande des Todes, und wenn der Fels mich auf den Kopf

getroffen hätte, wäre ich heute in der Hölle. Aber der Herr war gnädig und hat dort erst mein Leben vom Verderben errettet und dann meine Seele!“

14.

Die Cholera.

In einem Restaurant zu Hamburg saß vor etlichen Jahren zur Zeit der großen Choleraepidemie, die in wenigen Wochen Tausende und Abertausende hinraffte, eine ausgelassene Gesellschaft beim Bier, und die Becher tranken in roher Lust einander zu. Einer unter ihnen, ein junger, in der Mitte der dreißiger Jahre stehender Mann, feierte seinen Geburtstag und gab seinen Freunden Freibier. Er war der Fröhlichste unter allen, dachte nicht des Ernstes der Zeit, und immer wieder erhob er unter lautem Lachen sein Glas, die anderen zum Trinken ermunternd.

In seiner Bierlaune rief er, nachdem er sein Glas auf einen Zug leerte: „Brüder, laßt uns tapfer trinken, desto eher kriegen wir die Cholera!“ Der Witz wurde zwar belacht, aber es klang doch so eigentümlich und es war, als schaudere es den Lachenden innerlich.

„Trinkt!“ wiederholte aber der Spötter, „wir wollen doch sehen, wer stärker ist, wir oder der Sensenmann.“ Vereinzelt, gedämpftes Lachen erklang noch in der Kunde, dann aber wurde es still und die alte Fröhlichkeit wollte nicht wieder aufkommen. Der Gastgeber befahl, Karten herbeizubringen, um durch das Spiel die Feier auf's neue zu beleben, aber es wollte nicht gelingen, den Frohsinn wieder herzustellen, nur gezwungen beteiligte man sich an der Unterhaltung.

Eine Stunde etwa mochte vergangen sein, da wurde der junge Mann plötzlich blaß und fing an zu zittern, die Karten entsanken seiner Hand, sein Gesicht verzerrte sich und er wurde von heftigen Krämpfen befallen — es war kein Zweifel, die Cholera suchte auch in ihm ihr Opfer. In gräßlicher Verwirrung stürzten seine Kameraden aus dem Gastzimmer und überließen den mit den furchtbarsten Schmerzen Ringenden seinem Schicksal, und als endlich die auf Veranlassung des entsetzten Wirts herbeigerufenen Krankenträger erschienen, fanden sie einen Sterbenden, der noch auf dem Transport zum Krankenhause verschied! —

15.

„Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth.“

Ein dem Schreiber persönlich bekannter Christ im Odenwald mußte auf dem Weg zu den Zusammenkünften mit Gläubigen an dem Hause eines ungläubigen Landmannes vorbei. Die Arbeiter desselben riefen nun diesem Christen, so oft sie seiner ansichtig wurden, Spott- und Lästerworte zu. Eines Tages trieben sie die Lästerungen in Gegenwart ihres Herrn, der augenscheinlich, wenn er auch nicht mitrief, seine Freude daran hatte, besonders weit; sie riefen unserem Freund entgegen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth!“

Kurz danach steigt dieser Landwirt auf ein junges Obstbäumchen, fällt herunter und bricht den Hals. — — Seitdem ist es dort ganz still im Haus, wenn unser Freund vorübergeht. —

Nun noch eine Geschichte aus dem nahen Odenwald:

16.

Die erhobene Sense.

Im Juli 1903, zur Zeit großer Dürre, stand der Bauer N. aus G. im Odenwald mit dem Fuhrwerk und der Sense in der Hand auf seiner weit entlegenen Wiese. Er war gekommen, um einen Wagen Gras zu mähen. Aber wie in des bösen Ahabs Tagen, wenn auch nicht so lange, war der Himmel verschlossen gewesen, und er hatte den Regen verhalten und die Erde den Tau. Als nun der Bauer die versengte, dürre Wiese anschaute, ergrimmete er wider den Höchsten und hob drohend die Sense gegen den Himmel und lästerte Gott und Seine Sonne. Dann legte er die Sense auf den leeren Wagen und fuhr auf demselben ohne Gras heim.

Nach einiger Zeit gab der langmütige Gott Regen, und zartes Grün sproßte schnell aus der Erde hervor. Auch der Bauer kommt wieder mit Wagen und Sense zu seiner Wiese. Und siehe, diesmal gewährt sie einen anderen Anblick. Hat sein Herz sich nun über seine Lästerung geschämt; hat er darüber sich tief und wahrhaft gebeugt und Gott für Seine Langmut und Seinen Segen gedankt? Ach, wir fürchten, er hat es nicht getan. Weit holt seine Sense aus, um das schöne Gras zu mähen. Aber was geschieht? Er sinkt tot hin, von einer anderen, unsichtbaren und schärferen Sense getroffen. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. —

17.

Ein Begräbnis, wie's der Frevler begehrte.

Aus Bern schreibt G. H. einem christlichen Blatte: Es wohnte in der Stadt N. bis vor kurzem ein sehr gott-

loser Mann, der Himmel, Gott, Hölle und alles weg-
leugnete. Derselbe verfluchte sich einmal, es brauche bei
seinem Begräbnis nicht zu läuten, wie es dort sonst Brauch
ist, sondern es möge dann nur donnern, blißen und hageln.
Man erinnern sich vielleicht manche Leser des furchtbaren
Gewitters vom 2. Januar des Jahres 1899. Gerade
an demselben Tage war das Leichenbegängnis dieses Frev-
lers. Gerade einige Minuten vor drei Uhr, da die Glocke
dem Verstorbenen zu Grabe läuten sollte, schlug der Blitz
in den Kirchturm und vorbei war es mit dem Läuten,
und man mußte sogar noch warten, bis das ärgste Gewitter
vorüber war, ehe man auf den Friedhof gehen konnte.

18.

„Mich kriegt er noch lange nicht.“

In dem Frühjahr 1900 rief der Anstreichermeister
S. in D. am Rhein eines Tages dem Sargfabrikanten
Sch. zu: „Mich kriegt er noch lange nicht.“ Am
Mittag desselben Tages legte S. sich, wie gewöhnlich, hin,
um ein Mittagsschläschen zu halten. Als er um vier Uhr
noch nicht zum Vorschein kam, ging seine Frau ins Schlaf-
zimmer, um ihn zu wecken, aber siehe, er lag tot auf sei-
nem Bett. Ein Schlagfluß hatte dem rüstigen Leben ein
plötzliches Ziel gesetzt. —

19.

Der Atheist.

Amerikanische Blätter berichteten am 17. August 1904:
„In Baltimore befand sich gestern der bekannte Atheist

Whitney, wie so oft, in heftigem Streit mit Freunden über die Existenz oder Nichtexistenz eines göttlichen Wesens. In der höchsten Erregung rief er aus: „Ich fordere den Allmächtigen heraus, mich tot niederzustrecken!“ Im selben Augenblick brach er leblos zusammen. Der Fall erregt berechtigtes Aufsehen, zumal er authentisch verbürgt ist.

20.

Der Vertrag mit dem Totengräber.

Zwei Jahre sind es nunmehr, da saßen fünf lustige, kräftige, junge Männer in der Gartenwirtschaft von Behringer in Lichtenfels (Bayern) beim Frühschoppen. Im spottenden Uebermut schlossen sie mit dem gerade im Wirtshaus anwesenden Leichenwärter einen Vertrag, daß sie sich alle innerhalb eines Jahres ihm einliefern lassen wollten. Sie ahnten nicht, wie bald diese schreckliche Wahrheit werden sollte, denn kurze Zeit darauf starben vier von ihnen rasch nach einander, und noch vor Jahreschluß ist auch der fünfte derselben gestorben.“

21.

Die Totenfeier.

Am Sonntag den 23. Februar 1902 langte eine Reisegesellschaft von Berner Studenten in Zermatt, in den Hochalpen am Fuße des Monte Rosa, an. Vier dieser jungen Männer wollten am nächsten Tage weiter hinauf in die Regionen des ewigen Schnees, um auf Schneeschuhen einen selten erreichten Punkt, den Olyskamm, zu besteigen.

Der Weg dahin führt über den Grenzgletscher, eine weite Eisfläche im Hochgebirge, die wegen ihrer Zerklüftungen als gefährlich bekannt ist. Die vier jungen Leute waren gewandte, tüchtige Bergsteiger und erprobte Schneeschuhläufer. Mit ihren Freunden, welche sie bis Zermatt begleiteten, feierten sie am Sonntagabend ein Abschiedsfest. Bei diesem nächtlichen Gelage kam einer der jungen Leute auf den frevlen Gedanken, für zwei der Schneeschuhläufer ein lustiges Begräbniß zu feiern. Es waren die Studierenden K. aus Bern und J. aus Düsseldorf. Man betrachtete also die beiden als tot, legte sie auf eine einfache Bahre und veranstaltete eine vollständige Trauerfeier mit Grabrede. — Bei diesem frevelhaften Uebermut hatte man vergessen, daß Gott gesagt hat: „Du sollst Meinen Namen nicht mißbrauchen,“ und wiederum: „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“ —

Am folgenden Tage unternahmen die vier Schneeschuhläufer ihre Bergtour. Begleitet von einigen Proviantträgern stieg man bis zu einer Hütte, die als Ausgangspunkt der Fahrt ersehen war. Am Mittwoch, den 26., früh morgens begann dieselbe. Nach 1½ Stunden war der Grenzgletscher erreicht. Eben hatten die beiden ersten der Kolonne eine zugeschnitte Spalte übersezt, da — ein plötzliches Krachen, der Schnee bricht ein, die Spalte öffnet sich, und J., der dritte, und K., der vierte in der Reihe, versinken lautlos in die Tiefe. — Mit großer Mühe und Gefahr wurden die Leichen der beiden Verunglückten gefunden und geborgen, und die wirkliche Leichenseier fand statt. K. wurde bei Zermatt beerdigt, die Leiche von J. wurde in Düsseldorf bestattet. —

22.

Die Schauspielerin und der Tod.

Der Berliner Polizeibericht meldet in amtlicher Kürze: „Die unverehelichte B. wurde am 12. August . . . abends in einem Tanzsalon in der —straße vom Herzschlag getroffen und starb auf der Stelle.“ — „Fräulein B.“ so wird in dem Blatte mitgeteilt, „war Schauspielerin an einem hiesigen Theater und für tragische Rollen engagiert. Am 12. August besuchte sie das S'sche Tanzlokal in der Potsdamerstraße mit mehreren Bekannten. Sie erzählte in einer Tanzpause einem Herrn, wie oft sie schon auf der Bühne die Tote gespielt und machte heitere Glossen darüber, daß sie immer noch lebe. In demselben Augenblick fiel sie um und war eine Leiche. Sie wurde in die Garderobe gebracht und sofort ein Arzt zur Stelle geholt, der indessen nur den bereits erfolgten Tod feststellen konnte. Sämtliche Gäste hatten inzwischen das Lokal verlassen.“

23.

Beim Wort genommen.

Aus Graudenz wird unter dem 29. November 1904 gemeldet: „Ein Streit mit tragischem Ausgang spielte sich in — ab. Der Schuhmacher H. und der Schornsteinfeger S. saßen beim Glas Bier und gerieten im Lauf der Unterhaltung in Streit, wobei S. äußerte: „Dich soll der Teufel holen!“ H. erwiderte belustigt: „Meinetwegen allein spannt er nicht an, da mußt Du mitkommen.“ Am nächsten Morgen erlitt S. einen Schlaganfall, der seinen sofortigen Tod herbeiführte. Als H. seinen Freund zur Aussöhnung besuchen wollte und in dessen Wohnung von dem Ge-

schehenen Kenntniß erhielt, brach er gleichfalls zusammen. Ein Herzschlag hatte auch seinem Leben ein Ende bereitet.“

24.

„Wohl dem, der nicht sitzt, da die Spötter sitzen.“

Ein gläubiger Pfarrer in Württemberg verließ nach zwanzigjähriger Arbeit seinen Wirkungskreis, um in eine andere Gemeinde zu ziehen. Nun lebte an jenem Orte ein Spötter, der ihm das Leben sauer gemacht hatte. Er hatte im Wirtshause stets das große Wort geführt und war mit seinem Hohne über alles, was einem Christenmenschen heilig ist, hergefallen. Der Pfarrer hatte ihn deshalb wiederholt gewarnt, aber nichts ausgerichtet; jener hatte es um so ärger getrieben. Nun nahte der Tag der Trennung. „Weib,“ sagte jener Wirtshausheld, als er eines Abends angeheitert aus dem Kreise seiner Genossen zurückkehrte, „in acht Tagen hält unser Pfarrer seine Abschiedspredigt, da reichen meine Taschentücher nicht aus, da richtest Du mir ein Leintuch her, das will ich an diesem Tage voll heulen.“ — Doch es sollte anders kommen. Am Mittwoch vor der Abschiedspredigt kam der Bruder lustig etwas unwohl nach Hause, und schon am Donnerstagabend war er eine Leiche. Das Leintuch, das er bestellt hatte, brauchte er; sein Leichnam wurde darin eingewickelt. An demselben Sonntage, an dem der Pfarrer seine Abschiedspredigt hielt, wurde er beerdigt.

25.

Das erfüllte Gelübde.

Aus Tilsit berichtete die Ostpreussische Zeitung von

einem hochbetagten Ehepaar Folgendes: Trotz ihrer 70 Jahre hatten die beiden Leuten ihre schwache Stunde, wo sie mit einander in heftigen Streit gerieten. Sie hatten sich derartig gegen einander erboht, daß beide hoch und heilig gelobten, keines wolle das andere zu Grabe geleiten. Wie seltsam von Leuten, die an des Grabes Pforte stehen. Und siehe, was geschah? Bald nach dem unseligen Ehezwist fand man den Alten als Leiche in der Stube. Ein Herzschlag hatte infolge der Aufregung seinem Leben ein Ende gemacht. Und als man die Frau herbeirief, sank auch sie, von diesem Anblick überwältigt und vom Herzschlag getroffen — leblos zu Boden. So ging nach ihrem feierlichen Gelübde keines mit dem anderen zum Begräbniß.

26.

Der Lästterer im Gewitter.

Es war ein wundervoller Morgen im Juni des denkwürdigen Jahres 1866, als das 24. Landwehrregiment von Oranienburg zum Marsche nach Spandau aufbrach. Unterwegs wurde die Hitze drückend; kein Lüftchen regte sich ringsum, und eine dumpfe Gewitterschwüle machte sich gegen Mittag fühlbar. Als wir zur Tischzeit in Spandau einrückten, grollte bereits der Donner von allen Seiten, und bald brach ein Gewitter los. Nun öffnete auch der Himmel seine Schleusen, und rauschend stürzten die Regensmassen auf die lechzende Erde hernieder.

In Bürgerquartieren lag bereits das vor uns einquartierte 9. Landwehrregiment. Bei einer in der Nähe eines Tores wohnenden Familie setzten sich zwei daselbst einquartierte Soldaten genannten Regiments mit der Mut-

ter der Wirtin, einer Greisin, zu Tische, während die Wirtin selbst noch kurze Zeit in der Nähe mit Zurichtungen beschäftigt war.

Der eine Soldat erging sich nun in gottlosen Redensarten und frevelhaften Spöttereien über den Donner und das Gewitter, so daß ihn die Greisin und sein Kamerad, auf Gottes Allmacht hinweisend, ernsthaft ermahnten. Umsonst, der Gottlose lästerte nur noch frecher. Da, plötzlich ein greller Blitz, ein furchtbar krachender Donnerschlag — und als die zum Tode erschreckte Wirtin aus der Küche in die Stube trat, fand sie ihre Mutter und den einen Soldaten leicht betäubt, den Spötter jedoch, vom Blitzstrahl getroffen, getötet vor.

Nach Meldung des Vorfalles ergingen Befehle der Regimentskommandeure an alle Kompagniechefs, wonach jeder zur Anzeige gebrachte Fall von frivoler Spötterei mit fünf Tagen strengen Arrestes zu bestrafen war. Allen aber, die den Hergang erfuhren, war es ein sichtbares Zeichen der strafenden Gerechtigkeit des lebendigen Gottes.

27.

Wer ward getroffen?

Im Monat Juli 1891 las man im Hannöverschen Courier und in der Kölnischen Zeitung folgende Mitteilung aus Belgrad: „Im Dorfe Bistrika in Serbien wütete vor einigen Tagen ein heftiges Hagelgewitter, welches den Feldfrüchten und Weingärten großen Schaden zufügte. Zur selben Zeit waren viele Bauern im Wirtshause versammelt und besprachen das Unglück, welches das Gewitter verursachte; gar manche derselben fluchten — wie es leider üblich ist und zwar auf die Heiligen und auf die Hexen; auf die Heiligen, weil sie die Fluren nicht

schützten, auf die Hexen, weil sie solches Wetter machten. Am ärgsten trieb es der Gastwirt; er fluchte auf Gott und rief aus: „Ich werde jetzt auf unseren Herrgott schießen, dann wird das Wetter aufhören!“ Damit nahm er seine Flinte von der Wand und trat vor die Haustür hinaus, um in den Himmel hinauf zu schießen. Ein anwesender neugieriger Zigeuner folgte dem Wirte und wollte die Ausführung der Tat sehen. Mit einem wilden Fluche gegen Gott erhob der Wirt das Gewehr. Im selben Augenblick züngelte ein Blitz längs des zum Himmel emporgerichteten Gewehrlaufes herab, ein furchtbarer Donner-schlag betäubte alle Anwesenden, und der Gastwirt und der neugierige Zigeuner, der neben ihm stand, lagen tot auf dem Boden; von den übrigen Anwesenden war niemand verletzt!“ — Wer also war getroffen worden, Gott oder der Lästler? —

Es wäre nicht schwer, das ganze Büchlein, ja, ganze Bände mit Erzählungen aus dem Leben zu füllen, die alle bekunden, daß es einen Gott gibt, der wenn Er auch nach Seiner Weisheit und Langmut nicht gleich überall den Spötter und Frevler straft oder zu Gericht zieht, so doch oft denselben alsbald seine Strafe finden läßt, ohne Frage zur Warnung und zum Exempel für andere.

Wir bringen jetzt eine Reihe von Geschichten, die das unerwartete sichtbare Eingreifen einer höheren Hand nicht zum Gericht, sondern helfend und rettend zur Zeit der Not und Gefahr bezeugen.

4. Hilfe in der Not und Bewahrungen vor Unglück.

1.

Die tote Dohle.

An einem Herbstabende des Jahres 1848 trat in einer gewerbreichen Stadt im preussischen Rheinlande ein armer, aber gottesfürchtiger Weber in sein Stübchen. Es war im unteren Stock, etwas tiefer als die Straße und sah zwar eng und armselig, aber sauber aus. Sein Weib und seine fünf Kinder hatten ihn offenbar mit Sehnsucht erwartet, denn als er kam, entstand eine freudige Bewegung. Die zwei kleinsten Kinder hingen sich an seine Füße, die größeren riefen lebhaft: „Der Vater! Der Vater!“ und die Mutter, welche sich vom Schälén weniger Kartoffeln aufrichtete, grüßte ihn freundlich. Er aber legte den Wochenlohn, den er in der Fabrik verdient hatte, schweigend auf den Tisch, und ein nur halb unterdrückter Seufzer entquoll seiner Brust, als er sich setzte und mit der einen Hand über das Gesicht fuhr und mit der anderen die zwei Kleinen loszumachen suchte. Erschrocken sah sein Weib vom Gelde auf dem Tisch in das bleiche Gesicht ihres Mannes. „Aber, lieber Mann, was ist Dir?“ rief sie, „Du siehst ja ganz bekümmert und elend aus! Ich will nicht hoffen, — Du wirst doch nicht.“ — „Sei ruhig,“ sagte der Mann mit festem, aber schmerzlichem Ton, „unser Gott lebt noch! Freilich hat mir Herr Münter den Abschied gegeben, wie noch einem Drittel seiner Arbeiter. . .“ — „Barmherziger Gott!“ rief die Frau, „Dir den Abschied? Also

keine Arbeit und kein Brot mehr? Das ist nicht möglich! Erst vor 14 Tagen hat Dich ja Dein Herr so gelobt und den anderen Leuten als Muster hingestellt! Das ist also der Lohn für Deine dreizehnjährigen treuen und ehrlichen Dienste?" — „Versündige Dich nicht," unterbrach sie ihr Mann. „Ich begreife auch nicht! Es ist ein dunkler Weg. Wie die Entlassenen abgelesen wurden, dachte ich: da kommt dein Name gewiß nicht vor; der Fabrikherr hat dich bisher fast allen vorgezogen, aber plötzlich höre ich auch meinen Namen. Was glaubst Du, wie mir da zu Mute gewesen ist? Sobald ich mich gefaßt hatte, stellte ich dem Fabrikherrn in aller Bescheidenheit vor, wie lange ich ihm schon diene, wie er immer mit mir und meiner Arbeit zufrieden gewesen sei und fragte, was denn der Grund sei, daß er mich fortschicke, da er andere behalte, die nicht halb so lange dienen als ich, und was mir eben einfiel. Herr Münter aber schaute mich mit einem sonderbaren Blick an und sagte kalt: „Es bleibt dabei, bei mir habt Ihr jetzt keine Arbeit mehr, da nehmt Euer Geld; wir sehen einander nie wieder.“

Die Frau brach in lautes Schluchzen aus. Die größeren Kinder hatten sich an den Vater herangedrängt und suchten vergeblich ihre Tränen zu unterdrücken, und die Kleinen schrieten mit, ohne zu wissen, warum. Der Vater konnte kaum seine Fassung behaupten, obgleich er wußte und zuversichtlich geglaubt hatte, daß alle unsere Haare auf dem Haupte gezählt sind (Matth. 10, 29.30). „Sammert doch nicht so," sagte er endlich tröstend, „als ob kein Gott mehr im Himmel wäre; wir haben ja erst gestern in der Bibel gelesen: „Euer Vater weiß, was ihr bedürft, ehe denn ihr Ihn bittet" (Matth. 6,8). Dies Wort war mir gleich besonders wichtig. Ach, jetzt weiß ich warum", und zu seiner Frau sich wendend, sagte er dann:

„Weißt Du, Mutter, was das wichtigste ist? Ernstlich beten wollen wir, zu Gott, der Seine Liebe in unsere Herzen ausgegossen hat; Kinder und Erben Gottes sind wir geworden durch den Glauben an Jesum; darum dürfen wir auch alle Sorgen auf Ihn werfen. Er sorgt für uns; und es muß uns alles, auch diese Noth, zum Besten dienen“ (Röm. 8,28; 1. Petr. 5, 6.7). Den älteren Kindern sagte er: „Streit und Unarten werden Euch doch nun auch vergehen! Wie ist Euch doch der liebe Heiland und Sein Wort und Sein Gebet oft gleichgültig gewesen, jetzt werdet Ihr durch die Noth zu Ihm getrieben werden, und ich hoffe, Er bekommt Euch ganz!“ — Tags darauf war Sonntag und durch die Gottesdienste, denen der Weber mit den Seinigen immer beizuwohnen pflegte, kam neuer Trost und Erquickung in die arme Hütte. Besonders der Vater befohl seine Wege mit völliger Ergebung dem Herrn und lebte der Hoffnung, Er werde es wohl machen (Ps. 37,5). Am Montag ging er früh aus, um bei mehreren Kauf- und Fabrikherren anzufragen; am Abend aber kam er spät und betrübt ohne Auftrag oder Anstellung wieder heim. Die ganze Woche ging vorüber, ohne daß sich die geringste Aussicht zeigte, ungeachtet er bei vielen Thüren anklopfte. Die Unruhen, Aufstände und Empörungen jener traurigen Zeit zerstörten Handel und Gewerbe und raubten Verdienst und Brot. Eines Morgens stellte die Frau des Webers die Suppe auf den Tisch, legte zwei Stückchen Brot dazu und sagte traurig: „Jetzt ist kein Heller mehr im Hause, kein Brot mehr in der Tischlade und kein Mehl mehr in der Küche. Wenn wir nichts übrig lassen, so ist zugleich zu Mittag und Abend gegessen!“ Da wurde es den drei größten Kindern recht schwer ums Herz, und eins ums andere sagte: „Ich habe keinen großen Hunger, ich will gar nichts; der kleine Fritz und das Christinchen sollen

essen," und dabei winkten sie einander mit den Augen zu, wie wenn sich gegen den Hunger etwas ausmachen ließe. Doch liefen sie nicht den Schulbüchern zu, sondern blieben am Tisch stehen. Der Vater sagte gelassen und mit zuversichtlichem Tone: „So viel wir bedürfen, wollen wir im Glauben essen und nicht im Unglauben hungern. Die Barmherzigkeit des Herrn hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und Seine Treue ist groß“ (Kl. Jerem. 3, 22—24). Die größeren Kinder sprachen ihr Tischgebet und auch dem Kleinen sagte die Mutter einige Dankesworte vor, und nachdem sie satt waren, blieb noch etwas übrig. Sie dankten Gott auch nach dem Essen; und wieder griff der Weber nach seinem Hut, gab Frau und Kindern die Hand und sagte getrost: „Ich bin diesen Morgen zu einem Fabrikherrn bestellt, gebt acht, da bringe ich Euch gute Botschaft zurück.“

Damit ging er, und drei Kinder zogen der Schule zu. Die Mutter rief innerlich zu Gott, der die jungen Raben speist, öffnete das Fenster, um mit einem Blick noch ihrem Manne und den Kindern nachzusehen; und dann machte sie die freilich geringen Bettlein zurecht. Plötzlich hörte sie in der Stube etwas auf den Boden fallen. Sie fürchtete, es könnte eins der beiden Kleinen sein, die sie dort gelassen hatte; als sie aber nachsah, saßen die beiden an ihren Tellern, um sie noch sauberer zu machen, als sie schon waren. Auf dem Boden aber lag eine tote Dohle und vom Fenster weg sprang ein Bube, der als roh und bössartig bekannt war. „Da, Ihr Mucker, habt Ihr auch etwas zu essen," rief er noch mit Hohn Gelächter herein. Hatte die Frau des Webers kaum erfahren dürfen, wie unter ihrem stillen Herzensgebet die Sorgen und der Kummer zum Schweigen kamen und Ruhe, Geduld und Ergebung in Gottes Willen in ihr aufkeimten, so traf dieser

schnöde Spott ihr Gemüt so empfindlich, daß die Tränen mit Macht hervorbrachen und noch nicht gestillt waren, als ihr Mann zurückkehrte.

Auch er trat kleinlaut ein; er hatte wieder einen Fehlgang gemacht. „Da sieh,“ sagte sie zu ihm, „ein Spott der bösen Buben sind wir mit unserer Not geworden; ich kann Dir sagen, das will mir das Herz brechen!“ Der Weber nahm den toten Vogel auf; die zwei kleinsten Kinder hatten sich nicht ohne einige Angst und Vorsicht an ihn gemacht, er möchte sie noch beißen. Der Weber wollte ihn nun seiner Frau aus den Augen bringen und hinauswerfen. Wehmütig sagte er: „Das arme Tier hat auch Hunger gelitten, vielleicht mußte es gar Hungers sterben. Aber nein,“ setzte er hinzu, „der hat einen vollen Kropf, einen gepfropft vollen und ist so hart. Was ist denn das?“ Hierbei zog er sein Taschenmesser heraus und schnitt dem Vogel den Hals auf. Voll Verwunderung sah er und seine Frau nun ein gelbes Kettchen und etwas wie Glas hervorglänzen. Sie holte schnell Wasser, reinigte alles, und nun sahen sie zu ihrem Erstaunen eine Goldkette mit funkelnden Edelsteinen auf dem Tische liegen. „Gott sei gelobt!“ rief endlich der Weber aus, „daß der Vogel in unser Zimmer geworfen wurde, denn, wo der einen solchen Schmuck gestohlen hat, da ist jetzt gewiß großes Leidwesen und da muß Brot genug sein; vielleicht, daß wir durch diesen Fund auch wieder ein paar Tage satt zu essen bekommen!“ Damit nahm er den Vogel und die Kette und eilte rasch zu einem Goldschmied, um zu fragen, wer etwa der Eigentümer sein könnte.

„Weber!“ sagte der Goldschmied, nachdem er Kette und Stein genau geprüft hatte, „da könnt Ihr große Ehre einlegen; der Schmuck gehört Herrn Münter's Tochter; ich habe die Kette selber gemacht, da ist mein Zeichen. Vor etwa 14

Tagen war er bei mir und erzählte, daß ihm diese Kette weggekommen sei; sobald ich aber etwas davon hören werde, soll ich es ihn wissen lassen. Traget sie nur gleich selber hin!" Wer machte je einen freudigeren Gang als unser Weber zu seinem Fabrikherrn? Und viel lieber ging er zu ihm, weil er nach der neulichen Zurücksetzung und Kränkung ihm einen Gefallen erweisen konnte. Die Tochter stieß einen Freudenschrei aus, als der Weber ihr den Schmuck übergab, und sogleich wurde ihr Vater herbeigerufen. Der Weber mußte nun alles genau erzählen. „Du armes Mohrchen," sagte dann die Tochter, indem sie ihre Dohle ansah, „hast immer „Dieb" gerufen und bist nun selbst zum Dieb geworden." Der Fabrikherr schaute ernst und nachdenklich drein, reichte dem Weber die Hand, und diesem kam es vor, als habe er seinen Herrn noch nie so weich und gütig gesehen, wie jetzt, da er zu ihm sagte: „Vergebt mir, lieber Freund, ich habe Euch unrecht getan; ich habe Euch mit der Kette in Verdacht gehabt. Ich kann es mir selbst nicht verzeihen, weil Ihr mir viele Jahre so ehrlich und treu gedient habt; aber Ihr waret der einzige Arbeiter, den man an dem Tage, wo das Geschmeide abhanden kam, am Zimmer meiner Tochter vorbeigehen sah. Von heute an seid Ihr wieder in Eurem Dienst, und zwar für Lebenszeit und doppeltem Lohn." Der Weber konnte kaum Worte des Dankes finden. Er eilte heim, und nachdem sich die Freude und der Jubel unter den Seinigen etwas gelegt hatte, dankte er aus vollem Herzen dem — Zufall, nein, dem lebendigen Gott, der Wunder tut, und der durch einen toten Vogel ihnen allen Brot und ihm seinen guten Namen wieder verschafft hatte.

2.

Der Studentenstreich.

In einem Dörfchen der Umgegend von Göttingen wohnte eine arme, alte Witwe. Sie besaß wohl ein Häuschen mit einem Garten und einem Stücklein Feld; aber das Besitztum war verschuldet, und es war der Witwe immer schwerer geworden, die Zinsen der Schuld zu bezahlen. In den letzten Jahren war ihr das unmöglich gewesen; der Gläubiger aber verlangte das Geld, und da die Witwe nicht bezahlen konnte, wurde sie verklagt. Das Gericht urtheilte, daß das Haus, der Garten und das Feld verkauft werden sollten. Die Witwe bat hie und da um ein Darlehen; aber überall wurde sie abgewiesen. Sie betete viel und herzlich zu Gott: „Rette mich von meinem Widersacher!“ Aber die Zeit ging hin und keine Hilfe kam.

Der Tag des gerichtlichen Verkaufs des Besitztums war gekommen; es fanden sich mehrere Käufer ein, und der Beamte rief: „Also 400 Taler zum erstenmale! Bietet niemand mehr? 400 Taler zum zweitenmale! Vierhundert Taler“ — „800 Taler!“ rief laut da eine Stimme. Sie kam aus einem Trupp fröhlicher Jünglinge; es waren heitere Studenten aus Göttingen, welche einen Ausflug auf das Land machen wollten und neugierig hier bei der Menge Menschen stehen geblieben waren. Unter ihnen war ein adliger, reicher Jüngling; dieser hatte 800 Taler geboten. Als die Bauern das Gebot hörten, richteten sich aller Augen nach dem Bieter; sie sperrten, wie man sagt, Mund und Nase auf, und die Studenten riefen: „Ein köstlicher Spaß! Der Anblick ist 800 Taler wert! Wenn man's doch gleich malen könnte!“ Achthundert Taler war ein hohes Gebot, niemand bot mehr. Der Beamte rief: „800 Taler zum ersten-, und zum zweiten-, zum dritten-

male!“ schlug mit dem Hammer auf den Tisch, und der Verkauf war beendet. Der Jüngling trat an den Tisch, zahlte 800 Taler und fragte: „Was für ein Häuschen habe ich denn gekauft?“ — „Ein armes, altes Häuschen!“ riefen lachend viele Stimmen. „Nun, so führt mich zu meinem Besitztum!“

Als man an das Häuschen kam, sagte der Beamte spottend: „Tut mir leid, daß es kein Schloß ist.“ Der Jüngling war aber nicht verlegen, er trat ein in sein Eigentum und fand in der Stube ein altes Mütterchen, welches bitterlich weinte. „Warum weinst Du, liebes Mütterchen?“ fragte der gutherzige Jüngling. „Ach, soll ich nicht weinen,“ erwiderte die Alte, „jetzt wird mein Haus verkauft; ich muß aus demselben, in welchem ich so viele Jahre gewohnt habe, in welchem mein Mann und meine Eltern gestorben sind, und ich weiß nicht, wohin.“ — „Nun, Mütterchen, trockne Deine Tränen; ich habe Dein Häuschen gekauft und schenke Dir es wieder,“ sagte bewegt der Jüngling. Die arme Frau glaubte erst, der junge Herr wolle sich einen schlechten Spaß machen; als sie aber merkte, daß es Ernst war, wäre sie vor ihrem Wohltäter auf die Kniee gefallen, wenn derselbe sich nicht schnell entfernt hätte; aber Gott konnte sie danken, und das tat sie inbrünstig.

Mit den 800 Talern konnte nicht nur die Schuld bezahlt werden, sondern es blieb noch eine ziemliche Summe übrig, durch welche die arme Witwe in den Stand gesetzt wurde, bis an ihr Ende sorgenfrei zu leben.

Der Jüngling, welcher zunächst durch seinen jugendlichen Uebermut der rettende Engel der armen Witwe wurde, ist ein wackerer Mann geworden; er ist lange als ein hoher Beamter unserm Vaterlande ein Segen gewesen; viele unserer Leser kennen den Mann wenigstens

dem Namen nach, denn es ist kein anderer, als der Graf Otto zu Stolberg=Wernigrode, der frühere Vizekanzler des deutschen Reiches, der Stellvertreter des Fürsten Bismarck.

3.

Die an den Strand gespülte Flasche.

Auf der kleinen Insel Nordstrand, die an der Westküste Schlesiens liegt und zum Kreise Husum gehört, fand vor einiger Zeit eine ganz arme Witwe eine versiegelte Flasche. Das Meer hatte sie an die Küste gespült. Die Flasche war auffallend leicht und enthielt nur eine Anzahl Papierstreifen. Die Frau öffnete daheim die seltsame Flasche und zog die Streifen hervor. Auf dem ersten stand: „Dem Inhaber dieser Anweisung verabsolgt die Firma N. N. zu M. einen Sack Reis.“ Auf dem zweiten Streifen stand die Adresse einer zweiten Firma mit einer ähnlichen Anweisung auf einen Sack Kaffee. Auf dem dritten Streifen war wieder eine andere Firma angegeben mit einer Anweisung auf ein großes Stück Tuch. —

Die Witwe staunte. Dann denkt sie, sie wolle es doch wagen und einen der Streifen einmal durch die Post an die darauf bezeichnete Firma senden. Einige Tage vergehen und wirklich, da bringt ihr die Bahn einen Sack Reis ins Haus. Sie fährt fort und schickt die Zettel ab und nach und nach ist ihr Haus voll Ware.

Aber was hatte es für eine Bewandnis mit der Flasche? Höre, mein Leser: Am Tage der feierlichen Eröffnung des Nordseekanals saß in Kiel eine lustige Gesellschaft von Kaufleuten zusammen, meist Inhaber oder Vertreter großer Firmen. Diese kommen in ihrer Feststimmung auf den nicht üblen Gedanken, ein jeder von ihnen wolle

einen „Bon“ (eine Anweisung) auf seine Firma ausstellen und diese „Bons“ sollten dann genommen und in eine Flasche gesteckt und dieselbe, wohl versiegelt, ins Meer geworfen werden, um zu sehen, was „die Wassernixen“ damit anfängen würden. — Nun, das arme Weib, das die Flasche fand, dankte nicht „den Nixen“, auch nicht „dem Zufall“, sondern Gott, daß die Flasche mit ihrem reichen Inhalt vom Kieler Hafen an der Ostküste Schlesiens durch den ganzen Kanal nach der Westküste schwamm und dann nach Norden trieb zu der kleinen Insel Nordstrand, um ihr ihren reichen Inhalt zu bringen. —

4.

Die Pfändung.

Bei der Frau eines Droschkenfutschers in Berlin erschien ein Gerichtsvollzieher, um eine Pfändung für eine Klagesumme von 50 Mark vorzunehmen. Da war wenig zu holen für den Mann des Gesetzes; die tiefgebeugte und bedrängte Frau mußte einen Wäscheschrank ausräumen, und hierbei kam ein Bündel alter Brieffschaften zu Tage. Der Gerichtsvollzieher war briefmarkenkundig; er sah rasch, daß die Briefmarken der Briefe großen Wert hatten und nahm nunmehr von der Pfändung des Schrankes Abstand, vielmehr belegte er einen alten Briefumschlag mit dem Siegel, welcher eine eingedruckte altpreußische Marke mit Seidenfaden zeigte und von Briefmarkenhändlern mit 150 Mark bezahlt wird. Bei genauer Durchsicht fanden sich noch eine große Anzahl dergleichen alter Umschläge vor. Auf Veranlassung des Gerichtsvollziehers begab sich die arme Frau zu einem Briefmarkenhändler, der die seltenen Marken und Briefumschläge für 3500 Mark

kaufte. Wer aber sandte der Armen in ihrer Not und Trauer gerade diesen Gerichtsvollzieher, der für den unbekanntesten Schatz in ihrem Hause Verständnis hatte?

5.

Die verlorene Uhr.

Es lebte in der schönen Stadt Genf eine Witwe, die sich mit ihrer Tochter vom Ertrag eines kleinen Kaufladens durchbrachte. Große Geschäfte machten die Leute keine, sie waren froh, wenn sie Jahr für Jahr gerade so durchschlüpfen konnten. Aber gegen Ende 1874 ging das immer schwerer. Auf der ganzen Geschäftswelt lastete ein Druck und während sonst der „Christmonat“ für die meisten Läden der Stadt als die Zeit der reichsten Ernte gilt, klagten diesmal alle Kaufleute.

Das spürte auch unsere Witwe, und ihr wurde dabei um so banger, als sie in den ersten Tagen des neuen Jahres einen Wechsel bezahlen sollte und das Geld dazu nicht einging.

Oft, wenn sie abends die erlösten Fränklein samt der kleinen Münze zusammenzählte, stieg ihr der bange Gedanke auf: Wie werde ich das Geld zu dem Wechsel zusammenbringen?

Es kam der 30. Dezember, es kam der Sylvester — immer ging das Geschäft gleich traurig und am letzten Jahresabend fehlten an dem Wechsel noch ganze 100 Franken — das ist für eine arme Witwe ein großes Kapital. Was sollte sie machen! Entleihen? — Sie hatte beim Tode ihres Mannes sich fest vorgenommen, nie Schulden zu machen. Entlehnt ist bald — die redliche

Frau hätte auch Kredit gehabt — aber wie und wann zurückbezahlen?

Schon manchen Abend hatte das Mütterlein gesorgt und ihre Sorge ans Vaterherz Gottes gelegt; in den letzten Tagen aber betete sie heftiger samt der Tochter und bittere Tränen netzten das Bett, und als am Sylvesterabend der Stand der Schuld klar vor den armen Leuten lag, da stieg das Wasser bis an die Seele, und sie meinten fast, Gott hätte sie vergessen.

Abends kam eine gute Freundin, die um den Kummer wußte, aber zu arm war, ihn stillen zu können, und nochmals warfen sich die drei Leutlein auf ihre Kniee und schickten ihre Gebete um Hilfe nach oben. Dann sagte die Freundin: „So, jetzt wollen wir miteinander noch ein wenig ausgehen, das wird euch wohlthun; eure Augen sind ja vom Weinen ganz blöde geworden, ihr könnt nach einem Spaziergang besser schlafen.“

Die Mutter will nicht gehen; aber die Tochter folgt dem wohlgemeinten Rat. Die beiden kommen nach einer Straße, wo stets das größte Gedränge ist. Da stößt auf einmal der Fuß der Tochter an etwas Hartes im Wege; sie schaut nach — es ist eine goldene Damenuhr, neu, prächtig, samt Kette und Medaillon. Zitternd ergreift die Tochter den Schatz, es durchzuckt sie der Gedanke: Das ist wohl eine Antwort auf unser Gebet, und eiligen Schrittes gehen die beiden nach Hause.

* * *

An demselben Sylvesterabend sitzt in einem prächtigen Zimmer eine junge, vornehme Dame und hat soeben einen Zettel geschrieben, als ihr Mann zur Türe herein kommt. „O mein Lieber,“ sagte aufstehend die junge Frau mit bebender Stimme, „mir ist ein großes Unglück wider=

fahren: Denke dir, die schöne Uhr, die du mir samt dem Medaillon geschenkt hast, ist . . ." und damit reichte sie ihm den Zettel hin, damit sie das üble Wort nicht selbst sagen müsse. Auf dem Zettel stand: Eine Uhr verloren — und nachdem sie genau beschrieben ist, wird der redliche Finder gebeten, sie bei Herren Haafenstein und Bogler abzugeben. — „Gelt, Herzensmannli, du bist mir doch nicht böse,“ fuhr die Dame fort, „ich kann nicht begreifen, wie sie fortgekommen ist, ob man sie mir im Gedränge gestohlen hat, oder ob ich sie sonst verloren habe. Ich vermißte sie erst, als ich zu Hause war; du siehst, ich habe dem Finder 50 Franken versprochen; wenn es Gottes Wille ist, bekomme ich sie wieder.“

„Fünfundzig Franken?“ meinte der Herr Gemahl, „das ist nicht genug, schreibe nur getrost 100 Franken — da bekommt der redliche Finder gerade ein hübsches Neujahrs-geschenk.“

* * *

In zwei Häusern der Stadt Genf sehnte man sich nach dem Tages-Blatt wie noch nie zuvor. Als es endlich Sonntagmorgen in die Hände der Mutter und Tochter kam, überflogen sie es, und siehe, auf der vierten Seite stand mit großen Buchstaben: Verlorene Uhr — 100 Franken Belohnung! Da füllten sich zwei Augenpaare mit Dankestränen und zwei Herzen erkannten aufs neue, daß es einen Gott gibt, der Gebete erhört.

Schnell wanderten Uhr, Kette und Medaillon zu dem Hause von Haafenstein und Bogler und eben so schnell zu einer bekümmerten Dame, die über den Verlust ihres Brautgeschenks sehr betrübt war und nun laut aufjauchzte, als ihr dasselbe unverfehrt wieder in die Hände gelegt wurde. Sie forschte der Finderin weiter nach, und

als sie später die näheren Umstände erfuhr und die Sache ihrem Manne mittheilte, da sagte derselbe: „Liebes Frauelein, jetzt verstehe ich, warum ich aus innerem Trieb zu dir habe sagen müssen: ‚Streiche 50 und schreibe 100 Franken.‘“

Da wir gleich im ersten Kapitel unseres Büchleins unter der Ueberschrift: „Finden Gebete des Glaubens Erhörung?“ schon eine Reihe von Erzählungen gebracht haben, die von wunderbarer Hilfe in der Noth berichten, wollen wir keine weiteren Geschichten dieser Art erzählen, sondern nunmehr nur noch einige Erzählungen bringen von Rettungen aus plötzlicher Todesgefahr.

6.

Der Ziegelstein.

Fräulein H. H. in A. saß eines Tages zur Sommerzeit auf einer Bank, die im Schatten eines Hofgebäudes des elterlichen Gutes stand.

Plötzlich hört sie ihren Namen rufen. In der Meinung, ihre jüngere Schwester habe sich in dem Bodenraum versteckt und wolle sie necken, steht sie auf und sieht nach der Bodenluke in die Höhe. Kaum hat sie sich erhoben, so löst sich ein schwerer Ziegel vom Dache und fällt auf eben jene Stelle der Bank, wo sie gesessen hatte.

7.

Der gerettete Rechnungsrat.

Ein königlicher Beamter a. D., 77 Jahre alt, erzählt: Es war in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre, wo die Majoratsherrschast Pilchowitz in Oberschlesien land=

schaftlich beschlagnahmt wurde. Der Kalkulator Kluge aus Ratibor, drei Meilen von dort entfernt, war in P. anwesend, um die Jahresrechnung durchzusehen. Hierbei bewohnte gedachter Herr einige Zimmer im herrschaftlichen Schlosse. In einer Nacht hatte der Rechnungsrevisor einen Traum, der ihn beunruhigte. Den ganzen Vormittag war infolgedessen sein Geist ganz niedergedrückt und das Rechnungsrevidieren wollte gar nicht vorwärts gehen. So ließ er sich ein herrschaftliches Gefährt geben, reiste nach Hause und fand, da angekommen, alles frisch und munter. Seine Frau wunderte sich, daß ihr Ehegemahl mitten in der Woche nach Hause gekommen, und die Ursache wurde ihr mitgeteilt. Als Herr Kluge aber am nächsten Tage nach P. zurückgekehrt war und sein Schlafzimmer betrat, gewahrte er zu seinem Schrecken, daß über seinem Bett ein Stück der Decke eingestürzt war und seine Bettstelle zertrümmert hatte.

..

8.

Die Motte.

„Sehen Sie diesen kleinen Nachtfalter, kaum 1 Centimeter groß, den ich in vergoldetem Rahmen hier aufbewahre? Schauen Sie das kleine Insekt nur genau an — es hat mir das Leben gerettet und noch über 300 Passagieren.“

Es war auf der Linie Chicago — New-York, wo wir einen unfreiwilligen Aufenthalt hatten, da ein Extrazug einlaufen sollte; ich war zum Maschinisten in die Kabine getreten und hatte da den Nachtschmetterling auf Karton ausgespannt in Goldrahmen erblickt.

„Wie kann solch eine Motte ein Menschenleben retten?“ fragte ich erstaunt.

„Nun, wenn Sie's interessiert, erzähle ich Ihnen das Erlebnis — wir haben Zeit genug, bis das Signal kommt.“

Ich setzte mich auf des Heizers Stuhl und der Lokomotivführer begann:

„Im Frühling vergangenen Jahres führte ich denselben Zug wie heute und diese Lokomotive Nr. 449. Mein Heizer war Jim Walker, auf dessen Stuhl Sie jetzt sitzen, und der dort auf dem Bahnsteig herumschlendert.“

„Wir verließen M. gegen 1 Uhr morgens und sollten gegen 6 Uhr in S. einlaufen. Die Nacht war furchtbar. Regen und Wind wüteten schon den ganzen Abend und nahmen in der Nacht an Heftigkeit noch zu.“

„Ich ölte im Maschinenhaus meine Lokomotive unter der größten Sorgfalt und sah nach, ob alles in bester Ordnung sei. Der Sturm tobte mit fürchterlicher Gewalt, als wir abfuhren. Auf diesen Schnellzügen ist man ganz auf die Achtsamkeit der Angestellten angewiesen. Man fährt so schnell, daß man ein Signal oft erst sieht, wenn man gerade davor ist.“

„Wir flogen an den Signallichtern vorüber, über rasselnde eiserne Brücken, hin durch stille Täler, wo unser schriller Pfiff das Echo weckte. Wir machten 50 Meilen die Stunde.“

„Die Dunkelheit war schrecklich; doch warf unsere elektrische Laterne vorn an der Lokomotive einen hellen Schein vorwärts.“

„Auf der ersten Station, wo wir Wasser einnahmen, überzeugte ich mich, daß alles noch in Ordnung war, während Jim die Laterne untersuchte, die er dann wieder sorgfältig schloß. Der Zugführer gab das Zeichen zur Abfahrt. Weiter ging's. Die Finsternis war womöglich noch größer, da der Regen immer stärker wurde; man sah

keine Handbreit vor den Augen, eine graue Nebelmauer lag vor der Lokomotive. — Plötzlich sah ich durch den Regen und Dunst etwas wie eine ungeheuer große Weibergestalt, in einen schwarzen Mantel eingehüllt, der im Wind mächtig hin und her flatterte.

„Ihre Riesenarme winkten mir, zweimal, dreimal. — Jetzt war sie entschwunden, während ich entsetzt zurückblickte. Sim, der über das Feuer gebeugt gestanden, sah empor: „Nun, Frank, was ist los? Du siehst ja aus wie der Tod?“

„Ich war unfähig, ein Wort zu sprechen. —

„Wir kamen nun in die Nähe einer Bergschlucht, wo eine 200 Meter lange Brücke über einen tiefen Fluß führt, den Rock Creek.

„Ich war in eine unsagbare Aufregung geraten, und als wir gegen die Schlucht zufuhren, stieß Sim einen entsetzlichen Schrei aus und zeigte mit allen Ausdrücken des Grauens hinaus in die Dunkelheit. Ich folgte seinem Hinweis und war selbst wie erstarrt — da war sie wieder — das gespenstige Weib. Ganz deutlich sah ich sie im Rahmen des Lichtes vor der Lokomotive herumwirbeln. „Frank,“ keuchte Sim, „fahr um Gotteswillen nicht über die Brücke, bevor Du Dich vergewisserst, daß sie ganz sicher ist.“ Ehe ich überlegen konnte, stand der Zug still; ich hatte unwillkürlich mit zitternder Hand das Ventil geöffnet und den Zug zum Halten gebracht.

„Wir waren so dicht vor der Brücke, daß wir das Brausen des Wassers deutlich vernahmen. Ich sprang hinaus, gerade dem Zugführer entgegen, der mir ärgerlich zurief: „Was gibt es denn?“ — Ich konnte augenblicklich nicht einmal antworten. Man sah kaum ein paar Schritte weit in die Dunkelheit hinaus.

„Nun, ich weiß nicht, wie es zugeht, aber Jim und ich sahen eine große Gestalt, die uns zuwinkte, nicht weiter zu fahren.“

„„Ihr seid wohl verrückt,“ schrie erzürnt der Zugführer, „doch da wir gerade vor der Brücke sind, können wir natürlich einmal nachschauen.““

„Wir nahmen unsere Laternen und gingen vorwärts; aber kaum waren wir einige zwanzig Schritte weit gekommen, als wir wie angewurzelt vor Schreck stehen blieben. — Zu unseren Füßen lag schwarz der Abgrund; Sturm und Hochwasser hatten die Brücke weggerissen.“

„Und plötzlich schrie auch der Zugführer auf — gerade über dem tosenden Wasser erschien wieder die Gestalt im Nebel herumtanzend.“

„Einige Passagiere waren ausgestiegen und uns nachgegangen; sie fragten, was los sei. Wir erzählten ihnen die wunderbare Rettung durch die Gestalt vor uns.“

„Einer der Reisenden wandte sich nun der Lokomotive zu; ich folgte ihm und er zeigte mir in der Laterne einen dunkeln, zappelnden, geflügelten Gegenstand. „Ein schönes Gespenst,“ lachte er. „Sehen Sie, es ist eine Motte, die sich da hinein verirrt hat und nun so ängstlich hin- und herflattert und vergeblich versucht, wieder aus ihrem Gefängnis zu kommen.“ Und so war es — das kleine Insekt, das vor dem Hohlspiegel der Laterne hin und herflatterte, warf einen tausendfach vergrößerten Schatten, der uns mit den beiden Flügeln wie ein Riesenweib erschien. Wir aber dankten Gott und nicht einem bloßen „Zufall“ für diesen seltsamen Rettungsendel.“

9.

Die Nadel im Brezel.

Vor einigen Tagen brachte Tante M. ihrem kleinen Neffen eine Fastenbrezel (wie man dieses Gebäck hiezu-land nennt) aus der Stadt mit. Mit Erlaubnis der Mutter ißt er denselben mit Freuden; jetzt hat er nur noch ein kurzes Stück, er bringt es der Mutter und sagt: „Mütti, Du das essen.“ — „Danke Dir, liebes Kind, iß es nur selbst.“ — „Nein, Mütti das essen,“ wiederholte das Kind ein zweites-, ein drittesmal, bis die Mutter es nimmt, und essen will. Sie beißt ein Stückchen ab, und siehe — eine feine Nadel steckt darin.

10.

Die Gebetsglocke.

In Weitra (Niederösterr.) fiel dieser Tage ein Knabe von 4 Jahren beim Spiel in einen Mühlgraben. Sein Bruder, ein Knabe von 8 Jahren, sprang ihm nach in das Wasser, das zwar nicht tief ist, aber ein sehr starkes Gefälle hat. Beide schweben in großer Gefahr; denn das reißende Wasser treibt sie dem nur 20 Schritte entfernten Räderwerke einer Mühle zu, die im vollen Gange ist. Wohl hat der ältere Bruder den halbtoten Kleinen erreicht, schon umklammert er ihn, aber scheinbar nur, um mit ihm zu sterben. Dicht vor ihnen arbeitet das zermalmende Räderwerk und noch eine Sekunde und sie sind des Todes. Schon kommen die festumschlungenen Brüder beim Rade an; schon droht eine Felge den Arm des älteren zu erfassen — da bleibt die Mühle stehen. Es ist 12 Uhr,

eben läutet es zum Gebet und zur Mittagsruhe. Der Müllerbursche naht betend entblößten Hauptes; er hat das Rad zur rechten Zeit stille gestellt und so, ohne es zu wissen, die Knaben gerettet.

11.

Der liegengebliebene Korb.

In Basel fiel vor einigen Jahren ein Knabe, der Sohn des Schreiners K., vom flachen Dache des sehr hohen Elternhauses hinunter in den verschlossenen, ummauerten Richtigthof; man glaubte ihn tot und zerschmettert dort liegen zu finden. Aber „zufällig“ war ein Korb dort stehen geblieben, der umgestülpt dalag. Auf den Boden dieses Korbes fiel der Knabe, der Boden brach durch, aber der Knabe blieb völlig unverfehrt, so daß der Arzt, der ihn untersuchte, erstaunt ausrief: „Sunge, Dich haben die Engel bei Deinem tiefen Fall auf ihre Flügel genommen und hinabgetragen.“

12.

Im Falle aufgehalten.

Im Städtchen D., von wo dieses Büchlein zu dem freundlichen Leser kommt, fiel vor nicht langer Zeit ein kleiner Knabe dem Bahnhof gegenüber übers Gelände die steilen Felsen herunter in die Tiefe. Aber die sonst kahle Felspartie hatte in der Mitte einen kleinen Strauch; in denselben fiel der Knabe und blieb mit dem Gurt seiner Botanisierbüchse darin hängen. Aus dieser ernstesten Lage,

in welcher der Kleine sich ganz wohl fühlte und guter Dinge war, während die Leute am Bahnhof, die ihn fallen und dann frei schweben sahen, vor Schrecken laut aufschrieten, konnte er nur mit großer Mühe von einem Beamten, der sein Leben wagte, befreit werden.

13.

Der aufgeschüttete Sand.

In L. arbeitete vor einer Reihe von Jahren ein Glasermeister am neuen Rathausbau; er war oben am Dachfenster beschäftigt, fiel und stürzte durch den ganzen Bau hinab in den Keller. Dort fiel er auf einen Haufen Sand, der vor einer Viertelstunde erst aufgeschüttet worden war, und er kam so mit dem Leben davon.

14.

Ein vereiteltes Attentat,

welchem der Förster eines Gutes, nur „durch einen glücklichen Zufall,“ wie die gedankenlose Welt es nennt, entronnen ist, wurde (Frühjahr 1896) aus einem Dorfe bei Basewalk berichtet. Eine Zeitung schreibt darüber wie folgt: „Der Förster wurde nachts durch Rufe seines erkrankten Kindes aus dem Schlafe geweckt, und da seine Frau verreist war, begab er sich in das Schlafzimmer des Kindes, um bei diesem zu wachen. Nach einiger Zeit wurde er durch drei Schüsse aufgeschreckt, die offenbar auf sein Haus abgegeben waren. Bei näherer Nachsuchung stellte sich heraus, daß jemand durch das Schlafzimmer und direkt

in das Bett des Försters geschossen hatte und zwar so, daß, wenn dieser nicht wegen Erkrankung des Kindes vorher das Bett verlassen hätte, er von den wohlgezielten Schüssen unfehlbar getroffen worden wäre. Es wird bestimmt angenommen, daß ein Racheakt gegen den Förster vorliegt.“

15.

Das verhütete Unglück.

Eine Mutter in W. wurde nachts von dem neben ihr schlafenden Kinde geweckt, welches ihr aufgeregt erzählte: „Mütterchen, dort in der Tür zum Wohnzimmer steht ein Engel, der winkt mir immerfort mit der Hand. Darf ich nicht aufstehen und zu ihm gehen?“

Die Mutter, welche glaubte, ein Traum habe das Kind erregt, suchte es zu beruhigen und zum Einschlafen zu bewegen.

Aber schon nach kurzer Zeit rief die Kleine von neuem: „Liebe Mutter, der schöne Engel winkt mir immer noch; ich träume wirklich nicht, sondern sehe ihn ganz deutlich. Laß mich doch zu ihm gehen!“

Die Mutter meinte nun, es würde ihr aufgeregtes Töchterchen am besten beruhigen, wenn sie seinen Wunsch erfüllte und ihm im Nebenzimmer zeige, daß niemand dort sei. Sie hüllte daher die Kleine warm ein und trug sie ins Wohnzimmer. kaum aber waren beide dort angekommen, als sie ein Krachen erschreckte. Im Schlafzimmer war der steinerne Kachelofen eingestürzt und hatte das Kinderbettchen unter seinen Trümmern begraben.

Mit welchen Gefühlen drückte die Mutter ihren Liebling ans Herz, wie innig war ihr Dankgebet für die Rettung, die sie erfahren hatte.

16.

Die weggewehte Mütze.

Ende Juli vorigen Jahres gab es viele schwere Gewitter. Auch die Umgebung von Berlin wurde davon betroffen. Als gerade wieder ein schweres Gewitter am Himmel stand, ging der Arbeiter B. von dem nahen Kummelsburg nach Berlin. Der Regen strömte hernieder und Blitz und Donner folgten einander fast unmittelbar. Um geschützt zu sein, stellte sich der Mann törichter Weise unter einen Baum; er hatte aber nicht lange gestanden, als ein Windstoß ihm die Mütze vom Kopfe riß und sie etwa 20 Schritt weit forttrieb. Der Arbeiter mochte sie nicht im Stiche lassen, lief ihr also nach, als im gleichen Augenblick, da er ins Freie gesprungen war, ein furchtbarer Blitzstrahl die Krone des Baumes, unter dem er gestanden, zerschmetterte und an dem Stamm herunterfuhr. Zwar sank der Mann, durch die Gewalt des Schlages betäubt, zusammen, erholte sich aber bald wieder, ohne Schaden genommen zu haben, während er unter dem Baume erschlagen worden wäre.

17.

Die entlaufenen Zugtiere.

Ein gottesfürchtiger Landmann ackerte mit einem Paar Ochsen neben einem Walde und hatte eines seiner Kinder, ein Mädchen von sechs bis sieben Jahren, bei sich. Ein Gewitter zog heran, es blitzte und donnerte und fing endlich an zu regnen.

„Geh,“ sprach der Vater zu seinem Kinde, „unter jenen Eichenbaum, damit Du nicht naß werdest.“

Bald suchte auch der Vater Schutz unter demselben. Die Ochsen standen noch eine Weile auf dem Acker, aber plötzlich fingen sie an, davonzulaufen. Das Kind und der Vater liefen den Ochsen nach, und — noch waren sie nicht fünfzig Schritte von dem Baume entfernt, als der Blitzstrahl den Baum traf und ihn ganz zersplitterte. Was wäre geschehen, wenn die Ochsen nicht ausgerissen wären? Und wer hieß die Ochsen ausreißen? —

18.

Der vereitelte Brand.

Im Dörfchen N. wurde Bibelstunde abgehalten. Schon hatte sich der Prediger mit den Seinen dorthin begeben, und die treue Magd wollte eben folgen. Sie stand an der großen Haustür, um dieselbe zu verschließen. Der Schlüssel ließ sich nicht umdrehen. Voll Erstaunen schüttelte sie den Kopf. So etwas war noch nie vorgekommen. Es mußte doch gehen; aber nein, es war unmöglich, das Schloß widerstand allen ihren Anstrengungen. Endlich gab sie die vergeblichen Versuche auf; da sie das Haus aber nicht mit offener Thür verlassen konnte, entschloß sie sich schweren Herzens, der Bibelstunde fernzubleiben. Das Mädchen zündete von neuem ihre Lampe an und machte sich daran, Hut und Tuch wieder beiseite zu legen. Dabei fiel ihr ein brandiger Geruch auf, der sie mit Schrecken erfüllte. Eilig untersuchte sie die Zimmer und zu ihrem Entsetzen bemerkte sie in der Schlafstube eine Bettdecke langsam brennend. Ohne große Mühe gelang es ihr, das Feuer zu löschen, bevor es erheblichen Schaden angerichtet und das Haus in Flammen gesetzt hatte.

19.

Der plötzliche Regenschauer.

Eine schreckliche Zeit war für die Stadt Basel herein-
gebrochen. Die Schrecken des Krieges rückten immer näher.
Unzählige fremde Truppen aus aller Herren Länder zogen
nach Frankreich, um den übermütigen Kaiser Napoleon I.
in seinem eigenen Lande anzugreifen.

Von den Wällen einer kleinen Festung, dreiviertel
Stunden von Basel, donnerten die Kanonen der Belagerten,
und der Kommandant, ein energischer Soldat, hatte früher
schon gedroht, er werde die Stadt Basel mit Bomben be-
grüßen, wenn sie den Heeren der Verbündeten den Durch-
zug gestattete. Was konnte aber die Stadt tun gegen
die vereinigten Fürsten?

Waren auch die Gemüter aller Erwachsenen mit
ernster Besorgnis erfüllt, so sah man die fröhliche Jugend
vor wie nach sich belustigen. Es war an einem Sonn-
abend Vormittag des Jahres 1815. Die Schule war
eben beendigt, und es war noch eine Stunde bis zum
Mittagessen. Daher versammelten sich die Knaben und
beschlossen einmütig, mit tönernen Kugeln „Klicker“ zu
spielen. Es geschah dies vor dem Zeughause auf dem
Petersplatz. Man kam überein, das Spiel vor einer
grünen Bank vorzunehmen, die als Ruheplätzchen für das
Volk angebracht war. Zum „Unglück“ kam gleich nach
den ersten Würfen ein heftiger Regen, der die Spielenden
nötigte, irgendwo unterzutreten. In der Nähe waren einige
Schweizer Soldaten, die hatten die Wache am Zeughause,
und einer von ihnen lud die Knaben ein, ins Wachtlokal
einzutreten, bis der Regenschauer vorüber sei. Kaum sind
die Knaben unter Dach, so hören sie in nächster Nähe
einen furchtbaren, alles erschütternden Krach, und als sie

hinausblicken, sehen sie die Bank, vor der sie soeben gespielt hatten, nicht mehr, sondern nur grüne Holzsplitter, die auf dem tief aufgewühlten Boden herumliegen. Der Kommandant hatte Ernst gemacht und Wort gehalten. Es war die erste Bombe, die er hinübergeschickt hatte.

Nicht nur die Knaben waren totenbleich geworden, sondern auch die Soldaten. — Wir wissen von zwei Greisen, die bis in ihr hohes Alter diese wunderbare Bewahrung nicht vergessen konnten und Gott dafür die Ehre gaben.

20.

Die Reinigung der herrschaftlichen Gruft.

An einem regnerischen Abend des Jahres 1809 irrte ein Knabe auf dem einsamen Kirchhof eines Dorfes zwischen Templin und Prenzlau umher. Er war aus Berlin weggelaufen, weil er die Strafe seines Vaters für seine jüngst verübten Streiche fürchtete. Er wollte sich in Stettin auf ein Schiff verdingen; als Kajütenjunge, meinte er, werde man ihn schon nehmen. Keinen Pfennig hatte er in der Tasche, noch viel weniger einen Reisepaß, darum wollte niemand dem Landstreicher Nachtquartier geben; wie schon öfter, so mußte er sich auch an diesem Abend einen Unterschlupf suchen, so gut er ihn eben fand. In der Dunkelheit bemerkte er an der Kirche ein offenes Kellerfenster; das sollte ihm gegen den strömenden Regen Schutz geben. Wie er sich aber am Rande der Oeffnung niederbücken will, verliert er den Boden unter den Füßen und stürzt in die Tiefe hinab. Doch hat er sich keinen Schaden getan; er kriecht in einen Winkel und schläft ein. Als er am Morgen erwacht, fällt sein erster Blick auf

zwei schwere Säрге, die mitten in dem öden Raum stehen; er hat in einem Grabgewölbe geschlafen. Voll Grauen sucht er einen Ausweg. Aber die Eisentür liegt fest im Schlosse, das Fenster, durch das er hereingefallen, ist acht Fuß hoch in der senkrechten Mauer; er ist gefangen.

In Angst und Not schreit er den ganzen Tag um Hilfe, aber umsonst; auch die zweite Nacht bringt er im Grabe zu. Am anderen Morgen kann er nicht mehr rufen; matt vor Hunger und Durst kauert er am Boden. Da hört er plötzlich Tritte im Kirch Keller, ein Schlüssel dreht sich im Schlosse und ein Mädchen will eintreten. Freudig rafft er sich auf. Aber die Dirne springt mit lautem Schrei zurück, die Tür schlägt zu — wieder ist er allein im Grabe. Endlich kommt das Mädchen zurück mit ihrem Onkel, dem alten Schullehrer; der führt den Burschen zum Dorfschulzen und läßt ihn da seine Geschichte erzählen, und wie er in die Gruft gekommen. „Höre, Junge“ sagte er dann, „Du magst jetzt ein Taugenichts sein, aber Gott hat sicherlich noch etwas mit Dir vor. Das Fenster liegt so, daß niemand Dein Schreien vernehmen konnte; kaum des Sonntags kommt ein Mensch vorbei.“ Schon seit Jahren, erzählt er weiter, habe er nicht daran gedacht, das herrschaftliche Grab reinigen zu lassen. An diesem Morgen sei es ihm plötzlich in den Sinn gekommen; er habe seine Richte herschicken müssen, obgleich er lange gezaudert, weil sie im Hause alle Hände voll zu tun gehabt hätte.

Der Junge ist nicht zu Schiff gegangen, sondern ist zu seinen Eltern heimgekehrt. Die Angst und Not, darin er durch eigene Schuld geraten, hat er nicht umsonst ausgestanden. Er ist im August 1865 als geachteter Geschäftsmann in Berlin gestorben. Sein Leben lang konnte er es nicht leiden, wenn jemand das Wort „Zufall“ in

den Mund nahm und nichts von Gottes Vorsehung wissen wollte. Er selbst dankte darum Gott und nicht einem blinden „Zufall“ für seine Rettung.

21

Die geretteten Kinder.

„Die deutsche Warte“, ein politisches Blatt, brachte am 19. Dezember 1893 die Nachricht, daß zwei Tage vorher am Abend in Weissenburg ein Weihnachtsbazar auf dem Saale des Rathauses eröffnet worden, wozu eine große Anzahl von Kindern gekommen war. Noch hält ein Herr eine Ansprache, da dreht jemand, der vielleicht einen dummen Streich machen will, den Gasrahnen zu, und die ganze Versammlung sitzt im Dunkeln. Die Kleinen schreien, viele eilen zur Thür und der Saal leert sich schnell. Kaum sind die Letzten draußen, stehen noch auf dem Vorplatz, da erfolgt ein schreckliches Getöse, der schwere Gipsverputz der Zimmerdecke ist heruntergestürzt. Zentnerschwere Stücke sind heruntergefallen und haben eine Anzahl Stühle, die vorhin alle von Kindern dicht besetzt waren, völlig zer schlagen.

22.

Ein Dieb als Lebensretter.

Der Winter des Jahres 1873—74 war in Palästina sehr streng, naß und kalt. Schon zu Weihnachten hatte es dort stark geschneit, aber Anfang Februar fiel der Schnee so massenhaft, daß er 2—5 Fuß hoch auf den Gassen und platten Dächern der Häuser lag. Solcher Last

ungewohnt, stürzten viele Dächer und Wohnungen ein, allein im Filialdorfe von Bethlehem, Beitschala, 13 Häuser. Zu Gaza, der alten Philisterstadt, wo Simson durch das Umstürzen der zwei Hauptsäulen im Tempel Dagon's sich und dreitausend Philister unter den Trümmern begrub, hat sich folgende wunderbare Geschichte zugetragen: Ein Dieb brach des Nachts in eine Wohnung ein, und nachdem er schon im Hausflur manches zusammengerafft hatte, trat er in das Zimmer, in welchem der Hausherr mit seiner Frau und seinem in der Wiege liegenden Kinde friedlich schlief. Der Dieb denkt, das Kind in der Wiege könnte an ihm zum Verräther werden; deshalb trägt er es mit der Wiege hinaus und stellt es vor die Haustüre. Dort fängt das Kind an zu schreien, die Mutter erwacht und greift nach der Wiege, findet diese aber nicht an ihrem Plaze. Beide Eltern eilen hinaus, und es ist ihnen unbegreiflich, wer das Kind hinausgetragen hat. Sie fragen und raten, aber in demselben Augenblick fällt, durch die ungewohnte Schneelast mürbe gemacht, das flache Dach des Hauses herunter, und die Wohnung liegt in Trümmern. Als des Morgens der Schutt weggeschafft wird, findet man einen Mann erschlagen unter den Trümmern; das, was er gestohlen, hatte er schon auf seinen Rücken gebunden und in seine Tasche gesteckt. So hatte ihn plötzlich die strafende Gerechtigkeit Gottes ereilt. Ohne daß er es wollte, war er aber der Lebensretter der Familie geworden.

23.

Das Kind und die Schützen.

Die Frauen in Indien haben sehr große Krüge, darin sie Wasser holen, aber auch oft ihre kleinen Kinder bergen.

Einen solchen großen, wenige Pfennige werthen, irdenen Krug sahen eines Abends drei englische Offiziere auf einem Felde liegen, wo in einiger Entfernung mehrere Eingeborene arbeiteten. Die Engländer hatten Tiger schießen wollen, aber keinen zu Gesicht bekommen. Ihre Flinten waren noch scharf geladen, und um sich ein kleines Vergnügen zu machen, schlug einer der Offiziere vor, sie nach einem Ziele, etwa jenem tönernen Kruge dort, abzuschießen. Gesagt, getan. Der Krug lag ziemlich fern, aber die Herren waren sehr gute Schützen. Doch — der erste schoß fehl, der zweite auch, der dritte ebenfalls. Sie traten näher, da vernahmen sie aus dem Innern des Kruges klägliches Geschrei, Kinderwimmern; wie wunderbar, eine Mutter hatte ihr kleines Kind, statt es auf die Erde zu legen, zum Schutz gegen allerlei Gewürm in dem Gefäß geborgen; sie arbeitete dort an der anderen Seite und kam nun eilends gelaufen. Die Offiziere standen ganz starr; dicht neben dem Kinde saßen ihre Kugeln im Erdboden, aber Krug und Kind waren unverfehrt. Sie entschädigten die Mutter für den Schrecken und gingen davon in ernstest^{en} Gedanken darüber, wer wohl das Kind vor dem Tode und sie vor einem Morde bewahrt habe.

24.

Das verkehrt gezogene Signal.

Die Frau eines Bahnwärters brachte ihrem Manne an einem kalten Wintertage das Mittagessen, traf ihn aber weder in seinem Häuschen, noch an der Signalstange. Da brauste schon aus der Ferne der Mittagszug heran und in der Angst, ihr Mann möchte, weil er nicht auf dem Posten war, seine Stelle verlieren, zog sie selbst das Signal, indem sie schrie: „Barmherziger Gott, hilf uns!“

Immer näher kam das Zischen und Dampfen. Plötzlich ertönte ein schriller Pfiff, die Räder gingen langsamer und der Zug stand. Der Zugführer und alle Beamten sprangen heraus und eilten auf die Frau zu, sie fragend, warum das Signal gezogen sei. Die arme Frau hatte, die Bedeutung der beiden Signale nicht kennend, das erste beste und falsche gezogen. Zitternd gestand sie alles. Aber noch während sie sprach, ertönte der Ruf: „Es liegt ein Mann auf den Schienen!“ Alle eilten den Schienen entlang, die Frau atemlos mit. Sie kamen zur bezeichneten Stelle, und kaum traute sie ihren Augen, denn der dort gebunden auf den Schienen lag, war — ihr Mann. Zwei Burschen hatten sich auf diese Weise an ihm rächen wollen. Wer später am Wärterhäuschen vorbeiging, konnte sehen, wie drinnen zwei Menschen aus Herzensgrund Gott für Seine gnädige Hilfe dankten.

25.

Die dünne Nähnadel mit dem dicken Faden.

In dem Nadelbuch meiner alten Tante steckte jahraus, jahrein eine feine, halb verrostete Nähnadel. Durch das enge Ohr war ein dicker Zwirnfaden gezogen, so dick, daß man ihn nicht herausziehen konnte, ohne die Nadel zu zerbrechen; man mußte sich wundern, wie der Faden überhaupt durch das dünne Ohr gegangen war. „Diese Nähnadel hat Gott selbst eingefädelt,“ pflegte meine Tante zu sagen, wenn wir als Kinder dieselbe betrachteten. Und dann erzählte sie uns folgendes Erlebnis: „Ich war noch ein junges Mädchen, als ich mich zu Besuch bei Freunden meiner Eltern aufhielt. Diese hatten einen achtjährigen Knaben, welcher ihr Stolz und ihre Freude war. Damals

gab's noch keine Eisenbahnen. Man machte seine Reisen zu Wagen; es war ein langsames und meist gemütliches Reisen, und doch gab es mehr Unfälle als heute. Die Wege waren oft herzlich schlecht und die Pferde und der Kutscher nicht immer zuverlässig. Auch ich machte die Reise in der Postkutsche. Auf dem Heimwege begleiteten mich die Freunde ein Stück Weges. Auch der kleine Ernst begleitete uns. Unterwegs verlor nun unser Wagen ein Rad, und wir alle wurden hinausgeschleudert. Die Eltern des Kleinen und ich blieben unverfehrt, der Kleine aber war gegen einen Steinhaufen geworfen worden und lag bewußtlos und blutüberströmt da. Mit verzweiflungsvollem Schrei warf sich die Mutter neben dem geliebten Kinde auf die Erde, und der Vater begann mit zitternden Fingern das Haupt seines Lieblings zu untersuchen. In diesem Augenblick kam ein alter Schäfer des Weges, der, wie wir nachher hörten, in der Behandlung von Wunden sehr geschickt war. Er sah den Unfall, beugte sich über das bewußtlose Kind und rief laut: „Schnell eine Nadel mit Faden, aber schnell, schnell; sonst ist es zu spät!“ In meiner Tasche hatte ich dieses Nadelbuch, aber merkwürdiger Weise nur eine einzige, ganz feine Nadel darin und überdies leider nur ganz groben, weißen Zwirn bei mir. Hastig riß ich einen Faden ab und versuchte, ihn in die dünne Nadel einzufädeln. Es gelang natürlich nicht. Ich versuchte vier-, fünfmal immer noch hoffend, sonst jemand unter uns möchte eine andere Nadel oder einen anderen Faden bei sich finden. Die Mutter kniete fassungslös vor ihrem sterbenden Kinde, und der alte Schäfer verzweifelte fast, weil er keine Nadel mit Faden bekam, um die klaffende Kopfwunde des Knaben zuzunähen. Da schrie ich zu Gott: „Hilf, o Gott, in unserer Noth!“ Und was geschah? Der dicke Faden ging plötzlich, ich weiß nicht wie, in

das feine Nadelöhr und der Schäfer nähte die Wunde zu. Wäre dies nicht alsbald geschehen, so hätte das Kind sterben müssen, das sagte nicht nur der Schäfer, sondern auch später der Arzt, welchem wir die Sache erzählten. Wochenlang schwebte der Knabe zwischen Leben und Tod, aber er genas.

„Manche wollten mich zwar auslachen, wenn ich jenes Erlebnis ein Wunder Gottes nannte, doch hat niemand den Faden wieder aus der Nadel ziehen können; und selbst der ärgste Spötter ist stille geworden, wenn ich ihm diese Nadel mit dem Faden zeigte.“

Wir wenden uns nun zu einem neuen Kapitel, das dem freundlichen Leser die ernste Frage: „Zufall‘ oder Gottes Hand und Fügung?“ noch einmal zur Erwägung und Beantwortung vorlegen soll; es ist eine Anzahl von Begebenheiten, die für die unsterbliche Seele der Beteiligten zu einem gesegneten Ergebnis führten. Ohne Frage ist dies immer die Absicht Gottes, wenn Er Seinen Menschenkindern im Leben dies und jenes widerfahren läßt und sie wunderbar führt, sei's durch Strenge sei's durch Güte: Er will sie zu sich ziehen zu ihrem ewigen Heil. Und die Ewigkeit wird's enthüllen, daß Gott sich an niemanden auf Erden unbezeugt gelassen.

Unser neues Kapitel heißt:

5. Wunderbare Befehrungen.

1.

Das zersprungene Glas.

An einem der ersten Frühlingstage des Jahres 1846 war der Notariatskandidat Herr v. Z. mit noch zwei anderen Beamten, nach Erledigung eines Berufsgeschäftes im unteren Kreise Solingen, in einem Wirtshause eingekehrt. Sie setzten sich in der Mitte der großen Wirtsstube an einen Tisch und ließen sich einen Imbiß geben. Außer ihnen waren noch zwei Gäste anwesend: auf der einen Seite saß ein junger Mann, auf der anderen ein etwas ällicher Mann, welche beide ein Glas Branntwein vor sich stehen hatten. Beide waren Herrn v. Z. bekannt. — Der ältere von ihnen war ein wohlmeinender, geachteter Landwirt, der jüngere aber ein in dortiger Gegend als Trunkenbold bekannter Mensch, der kurz vorher seinen alten Vater in der Trunkenheit so mit einem Holze geschlagen hatte, daß er kaum mit dem Leben davongekommen war. Auf Herrn v. Z. machte der Anblick dieses Menschen einen schmerzlichen Eindruck, umsomehr, da er ihn wieder von demselben Giftwasser trinken sah. Aufs tiefste erregt, sah er ihn einen Augenblick durchdringend an, wandte sich dann ab von ihm und sagte zu dem auf der anderen Seite sitzenden Landwirt in ernstem Tone: „Wie, und auch Ihr trinkt von diesem Teufelswasser?“ — „Ei“, erwiderte die-

fer, „ich trinke täglich meinen Schnaps und fühle nicht im mindesten, daß er mir schadet.“ — „Wenn Ihr es denn noch nicht wißt“, fuhr Herr v. Z. fort, „was in einem Glase Branntwein steckt, so will ich es Euch sagen: „In einem jeden Glase dieses Teufelswassers steckt Mord und Totschlag.“

Etwas betroffen sah ihn der Landwirt an und erwiderte dann: „Es wird nicht so schlimm sein“, nahm das Glas, trank einen Schluck daraus und setzte es wieder hin. In diesem Augenblick fuhr ein gellender Klang durch die Stube, und alle Anwesenden sahen mit Staunen und Schrecken, wie das vor dem Landwirt stehende Glas, ohne daß es berührt worden wäre, mitten auseinander sprang, jede Hälfte an eine der Ecken des Tisches flog und dort stehen blieb, während der Branntwein über den Tisch lief.

Die nächste Folge dieses wundersamen und merkwürdigen Ereignisses war, daß der junge Mensch, der dem Gespräch mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hatte, plötzlich aufsprang und zur Stube hinaus lief, während die anderen sprachlos bald sich, bald das zersprungene Glas anblickten.

Das Glas, ein sogenannter Stuker mit ganz breitem Boden, war, als sei es auf die künstlichste Weise zerschnitten, glatt und genau in zwei Hälften geteilt, wovon jede noch aufrecht auf dem Tisch stand. Herr v. Z. nahm die Stücke als Andenken an die Stunde mit sich und schenkte sie später dem Herrn Pastor B., damals in Berg-Gl., jetzt in B., in dessen Besitz sie noch sind.

Es ist wohl versucht worden, das merkwürdige Zerspringen des Glases natürlich zu deuten, durch die Sonnenstrahlen u. dgl. m.; aber wer hatte es gerade jetzt geschehen lassen? — Der junge Mann, wie auch der Land-

wirt sind seit jener Stunde ernste Männer geworden und haben auch nicht einen Tropfen mehr jenes Fluchwassers getrunken, welches so unsägliches Elend unter den Menschenkindern anrichtet nach Leib und Seele. —

2.

Die Klapperschlange und der Indianerstamm.

Viele unserer Leser haben gewiß von dem Missionar Brainerd gehört, diesem hingebenden, treuen Knechte Gottes, der unter den Indianern Nordamerikas so viele Herzen zum Heiland führen durfte. Nachdem es ihm vergönnt gewesen, schon unter mehreren Stämmen unter großen Gefahren und Entbehrungen, aber auch in reichem Segen Gottes Wort zu verkündigen, fühlte er sich durch die Liebe Christi gedrungen, das Evangelium auch einem der wildesten und kriegerischsten Stämme zu bringen, und ungeachtet seine Freunde ihn beschworen, sich nicht in diese Lebensgefahr zu begeben, da sie wußten, wie diese Leute die „Bläßgesichter“ haßten, beschloß er, allein und unbewaffnet zu ihnen hinauszuziehen.

Nachdem er seinen weinenden Freunden, die nicht zu hoffen wagten, sein Angesicht hienieden wiederzusehen, Lebwohl gesagt, wandte er sich der Wildnis zu, beladen mit seinem kleinen Wanderzelt und den wenigen Gegenständen, die für ein einfaches Leben im Walde erforderlich sind. Ohne Hindernis gelangte er bis in die Nachbarschaft des Hauptdorfes dieses Stammes, zu welchem er sich vom Herrn gesandt fühlte. Hier schlug er sein Zelt zwischen den Bäumen auf, hier wollte er sich eine Weile im Gebet stärken und sich der Gegenwart seines Gottes versichern,

ehe er die wenigen Meilen weiter pilgerte, welche ihn noch von den Wohnungen der Indianer trennten.

Doch war er bei seiner Arbeit nicht unbeobachtet. Das scharfe Auge eines indianischen Jägers hatte ihn entdeckt und von einem Versteck aus jede seiner Bewegungen beobachtet. Als er sah, daß der Weiße sein Zelt aufgeschlagen hatte, eilte er davon und berichtete dem obersten Häuptlinge und den aufgeregten Kriegern, was er gesehen.

Ein eiliger Kriegsrat ward abgehalten und ein Trupp der feurigsten Krieger sofort abgesandt, um den verwegenen weißen Mann, der es gewagt hatte, ihre Jagdgründe zu betreten, zu töten und zu skalpieren. Sie verbargen sich in der Nähe des Zeltes und warteten darauf, bis der weiße Mann heraustreten werde und sie ihn mit ihren Pfeilen zu Boden strecken könnten.

Aber der Mann Gottes setzte sein Gebet lange fort. Wie sein Herr und Meister, der manche Nacht im Gebet zubrachte, so pflegte auch Brainerd oft stundenlang auf den Knieen im Gebet zu verweilen. Hier war es ohne Zweifel neben der Bitte um Gottes Segen zu dem Werke, das er beginnen sollte, auch das Bedürfnis nach der tröstenden Gemeinschaft Dessen, der gesagt hat: „Mein Angesicht soll mit euch gehen“ — was ihn besonders bewegte und ins Gebet trieb.

Nach einer Weile wurden die Indianer des Wartens müde und beschloffen, daß drei oder vier sich dem Zelte geräuschlos nähern und dann zurückkommen sollten, um den anderen zu berichten, was sie gesehen. Leise nahen sie sich dem Zelte, und da alles still war, blickten sie durch eine kleine Oeffnung des Vorhangs, der die Tür des Zeltes bildete, in das Innere hinein; da sahen sie den Mann Gottes auf den Knieen, mit dem Rücken zu ihnen gekehrt. Es schien ihnen, als sei er im Gespräch mit jemand an-

derem begriffen, den sie nicht sahen, und ihr abergläubischer Sinn geriet dabei wie unter einen heiligen Zauber, daß sie nicht wagten, sich zu rühren und ihm ein Leid anzutun.

Aber siehe, was ist das? Eine große Klapperschlange schiebt ihren häßlichen Kopf unter einer der Seitenwände des Zeltes hervor, und nun vollends hineinkriechend nimmt sie ihren Weg geradeaus gegen die Beine des Missionars. Ueber diese kriecht sie hin und nun erhebt sie den Oberleib hinter seinem Rücken hoch in die Luft, als wollte sie eben ihre totbringenden Zähne in seinen Nacken schlagen. Wunderbarerweise geschieht aber solches nicht; nach ein paar Bewegungen, die sie noch mit dem Oberkörper macht, gleitet die Schlange auf der entgegengesetzten Seite, von wo sie gekommen, wieder aus dem Zelt hinaus.

Die entsetzten Indianer, ihre Tomahawks in den Händen, hatten mit unterdrückter Aufregung die Bewegungen der giftigen Schlange beobachtet. Wie sie den Mann, über dessen Füße sie gekrochen, nicht getötet hatte, war ihnen rätselhaft. Leise und rasch zogen sie sich zurück, begaben sich zu ihren Genossen im Walde und berichteten ihnen durch lebhafte Zeichen, was sie gesehen. Die Folge davon war, daß sie beschlossen, ins Dorf zurückzukehren und dem obersten Häuptling alles zu berichten, was sie beobachtet hatten. Inzwischen war der Missionar so vertieft im Gebet gewesen, daß er keine Ahnung hatte von dem Besuch der giftigen Schlange, noch auch von den wilden Kriegern, die gekommen waren, um ihn zu töten.

Als er die innere Versicherung der Erhörung seiner Bitte erhalten hatte, stand er auf, nahm seine Bibel und setzte seinen Weg nach dem Dorfe zu fort. Er ahnte nicht, wie sein Empfang sein würde, doch dessen war er sich bewußt, daß die Indianer blutdürstigen Sinnes waren und voll Haß gegen die Weißen, durch die sie, Gott sei

es geklagt, nur zu oft schmäählich betrogen und schändlich behandelt und beraubt worden waren.

Zu seiner größten Verwunderung und Freude schien es, als komme ihm der ganze Stamm, mit dem Häuptling an der Spitze, freundlich entgegen, um ihn zu empfangen wie einen lang erwarteten, geehrten Freund. Ja, so war es; sie kamen und begrüßten ihn als ein höheres Wesen, wie einen, der unter dem unmittelbaren Schutz des „Großen Geistes“ steht. Seiner Predigt lauschten sie andachtsvoll und Hunderte von ihnen bekehrten sich. Der ganze Stamm ward wie umgewandelt unter dem Einfluß des Evangeliums; er zog nie wieder aus auf seine blutigen Kriegszüge.

Wer aber hatte den betenden, treuen Knecht Gottes beschützt vor der tückischen, mordlustigen Schlange, wer die Indianer in jenem ersten Augenblick gerade hergeführt; wer hatte ihre Herzen umgestimmt, daß sie den Boten des Herrn nicht erschlugen, sondern ihm und seiner himmlischen Botschaft ihre Ohren und Herzen öffneten. Sage Leser, wer war es? — Und wo steht das Herz am glücklichsten und besten? Unter dem Schutz des blinden „Zufalls“ oder, wo Brainerd stand, unter Gottes Vaterhand? —

3.

Von Gottes Wort getroffen.

Es sind nun etwas mehr als 20 Jahre her, da wurde in Paris in einer von Nonnen geleiteten Schule ein dem Erzähler persönlich bekannt gewesenes Fräulein erzogen, das sehr ausgelassen war. Die Oberin war oft erzürnt über diese Schülerin. Eines Tages regte jene sich so sehr über ihre Ausgelassenheit auf, daß sie ihr gebot, das Zimmer zu verlassen und ihr im Aerger noch ein

Neues Testament nachwarf, das gerade in ihrer Nähe lag. Das Neue Testament, das ein sehr unpassendes Wurfgeschöß war, traf die Schülerin. Diese bückte sich und nahm das ihr gänzlich unbekanntes Büchlein auf und trug es in ihr Zimmer. Zuerst las sie aus Neugierde, dann täglich aus Verlangen in Gottes Wort, nach welchem außer ihr keine Lehrerin und keine Schülerin in der ganzen Schule fragte. Gottes Wort traf sie nun auch ins Herz und führte sie aus geistlicher Blindheit und Finsternis ins göttliche Licht und Leben. Sie war später eine treue, gesegnete Erzieherin in England, wo sie im jugendlichen Alter aus dem zeitlichen Leben schied, um zu ihrem Erlöser und Herrn zu gehen.

4.

Das weggeworfene Testament.

Unlängst ging ein Korporal in der italienischen Truppe der „Versaglieri“, welche dem deutschen Kaiser Wilhelm II. so gut gefallen, in Rom über den Hof des Militärlazarets, als ihm aus einem offenen Fenster ein harter Gegenstand an die Schulter flog. Favero, so heißt der Korporal, glaubte, ein Stein habe ihn getroffen, aber es war ein schwarzes Büchlein und zwar ein Neues Testament, das eine der „barmherzigen Schwestern“ im Spital unter dem Kopfkissen eines schwerkranken Soldaten hervorgezogen und im „heiligen“ Zorn über das „keßerische Buch“ aus dem Fenster geschleudert hatte. — Favero hob das Büchlein auf und nahm es mit, las es und sein Herz wurde tief von seinem Inhalt bewegt. Auf der Decke des Buches stand Zeit und Lokal, wo Capellini, ein treuer Evangelist, Bibelstunden hält. Der erweckte, heilsver-

langende Korporal ging hin und fand Frieden mit Gott. Von da ab ist er für mehrere seiner Kameraden der Wegweiser zu Jesu geworden. Auch sein Vater, dem er mehrere Schriften und auch Briefe schickte, wurde von ihm zum Herrn und Heilande geführt. — Seine „Schwester“ gedachte es böse zu machen, aber ein Anderer gedachte es gut zu machen.

5.

Der Student in Halle.

Die Geschichte: „Wie es einmal einem Halleschen Studenten mit dem Sonnenzeiger des Ahas ergangen ist,“ ist etwas lang für uns, wir kürzen sie. Sie erzählt uns, wie ein einziger Sohn reicher, aber ungläubiger Eltern die Universität Halle bezogen, dort erst Rechtswissenschaft und dann, er wußte selbst nicht warum, Theologie studierte und zwar mit großem Fleiß und auch in Aufrichtigkeit, aber ohne Leben aus Gott.

Ungeachtet seines Fleißes hätte man meinen sollen, er hätte „die Wahrheit“ gefunden und wäre glücklich gewesen. Aber keineswegs. Freilich hatte das Wort des Herrn auf ihn tiefen Eindruck gemacht: „Meine Lehre ist nicht Mein, sondern Dessen, der Mich gesandt hat. So jemand will Seinen Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob Ich aus Mir selber rede.“ (Joh. 7, 16.17.) Aber dessenungeachtet hatte er sein Ziel noch nicht erreicht.

So studierte er an einem Vormittag gerade den Propheten Jesaias und war bis zum 38. Kapitel gelangt. Die Sonne lächelte so freundlich durch die Fenster in das traute Studierstübchen, als hätte sie eine freudige Ahnung

davon, daß sie heute bei der Befehrung eines Sünders wesentliche Hilfe zu leisten bestimmt sei.

Alles war so still, so feierlich, als wären tausend Engel zugegen, das Wunder zu schauen, wie Gott ein stolzes, ungläubiges Herz befehren werde. Auf dem Tisch lag die hebräische Bibel und die nötigen Hilfsmittel zum Studium, und an dem Tisch saß der törichte Sünfling, der gegen Gott den Anspruch erhob, Er, der Unermeßliche, der Unendliche, solle sich von dem Verstande eines arm-seligen Menschenkindes begreifen lassen. Das las er, und sein Herz wurde starr: „Also lehrte die Sonne zehn Stufen zurück am Zeiger, über welche sie gelaufen war.“

Diese Zumutung an seinen Verstand überstieg alle Grenzen seines Vermögens. Er hatte ja so manches Wunder in der Heiligen Schrift gelesen, und sein Verstand hatte sich gar nicht dagegen gebäumt. Weshalb sollte der Schöpfer der ganzen Welt, dessen Wesen nichts als Liebe ist, weshalb sollte der nicht aus Liebe zu Seinen Menschenkindern zu ihrer Rettung Wunder tun können?

Aber hier bei diesem Wunder handelt sich es um etwas Anderes. Das Maß eines jeden Wunders muß sich doch richten nach dem Zwecke, welcher durch das Wunder erreicht werden soll. Der Zweck war hier, dem Hiskias ein Zeichen zu geben, daß er von seiner Krankheit genesen und noch fünfzehn Jahre leben werde. Um diesen Zweck zu erreichen, bedurfte es wahrlich nicht eines Wunders, welches alle irdischen Verhältnisse und die unseres ganzen Sonnensystems in Mitleidenschaft ziehen mußte. —

„Das ist nicht wahr!“ sagte daher unser Student und erhob sich in seinem Innersten auf das Tiefste erschüttert vom Tische.

„Das ist nicht wahr!“ wiederholte er seine eigenen

Worte. „Ein solch unverständiges, zweckloses Wunder tut Gott nicht. Und ist diese Seite der Bibel nicht wahr, so habe ich keine Sicherheit mehr, daß irgend ein Wort in der Bibel wahr ist.“ Er machte die Bibel mit einem tiefen Seufzer zu, mit der Absicht, sie nie wieder zu öffnen!

Es ist geradezu unmöglich, den Zustand des jungen Mannes in diesem Augenblicke zu beschreiben. Wenn Pilatus auch achselzuckend fragte: „Was ist Wahrheit?“ so fand er in seinem Inneren doch wenigstens noch etwas, das Grund genug zu Freude oder Schmerz, Hoffnung oder Bangen bot; aber unser Student stand vor dem „absoluten Nichts“. Grauenvolle Stille, in welcher das Ohr das Heulen der Wüste zu vernehmen meint, umfing ihn, und der Feind sprach triumphierend: „Alles ist Lüge, es existiert überhaupt keine Wahrheit. Alles Suchen nach ihr ist vergeblich!“

Da stand der junge Mann nun am Fenster und dachte — nichts!

Es bedurfte ziemlich langer Zeit, bis er unter tiefem Seufzen zu sich selber kam. Zufällig — ich wiederhole zufällig schien die Sonne; es hätte ja auch regnen können! — zufällig standen gerade auf diesem Fensterbrett und nicht auf dem anderen die Schwefelhölzer, die eigentlich in die Schlafkammer gehörten! — zufällig und immer wieder zufällig — o Gott, wie wirst Du mit diesem Worte beleidigt! — lag neben den Schwefelhölzern eine doppelt konkav (hohl) geschliffene Glaslinse, die unser Studio sich vor Jahren zufällig zum Zeitvertreib mit physikalischen Experimenten gekauft hatte. Was hatte die Linse dort zu suchen? Sie gehörte in einen Schubkasten im Schreibtische.

Wie war es doch gekommen, daß die Linse zufällig gerade dort über Nacht liegen geblieben war?

O Gott, der Pfad Deines Heils geht durch tausend und aber tausend Wunderwege Deiner Weisheit und Vorsehung, wenn Tu einen verlorenen Sünder retten willst.

Der Student nahm zufällig, ohne an etwas zu denken, ein Schwefelholz in die Hand. Die „Schweden“ waren damals noch nicht erfunden; so hatte denn dieses Schwefelholz nach dem früheren Stande der Wissenschaft hinter dem Phosphorköpfchen etwas Schwefel. Der Student zündete das Schwefelholz, ohne an etwas zu denken, an; der Phosphor blitzte auf, der Schwefel fing kochend an zu brennen. Der Student setzte das Schwefelholz zufällig, ohne etwas zu denken, mit dem kochenden Schwefel auf das Fensterbrett und blies die Flamme aus. Da stand das Schwefelholz frei da und die Sonne malte lachend den Schatten desselben auf das Fensterbrett.

„Da steht nun solch ein Sonnenzeiger,“ sprach der Student bei sich selbst, „aber dem Schatten wird es in Ewigkeit nicht einfallen, rückwärts zu gehen!“

Inzwischen hatte er zufällig die doppelt konvav geschliffene Linse in seine rechte Hand genommen und führte sie zufällig zwischen Sonne und Schwefelholz hindurch; aber wer malt seinen Schrecken — der Schatten schlug plötzlich nach rückwärts aus!

Wäre ein Blitz aus heiterem Himmel durch die Decke zu seinen Füßen niedergefahren, der Student hätte nicht anders dastehen können. Er hatte mit seiner eigenen Hand mit so einfachen Mitteln in seiner eigenen Stube das Wunder zuwegegebracht, wovon er geglaubt hatte, daß es selbst der allmächtige Gott nicht anders als durch eine Alteration des ganzen Sonnensystems habe vollbringen können.

„Großer Gott“, rief er aus, „nun erkenne ich, daß Du selbst und all Dein Werk größer bist, als daß Menschenverstand es begreifen könnte. Nun will ich Dir hinfort glauben, auch wo mein Verstand nicht ausreicht, Deine Offenbarung zu begreifen. Denn was ist ein größeres Wunder, das Zurückgehen des Schattens am Sonnenzeiger des Ahas nach dem Worte Deines heiligen Propheten, oder das Zusammenwirken so vieler tausend Umstände im Himmel und auf Erden, um das Wunder zustande zu bringen, das ich selbst in diesem Augenblicke erleben durfte. Deine Sonne mußte gerade jetzt, in der Stunde meiner gefährlichsten Aufsechtung, auf Dein Geheiß in meine Fenster scheinen, und wie wunderbar hattest Du in Deiner Weisheit alles zum Teil schon seit Jahren zuvorbereitet, um mich vor der Verwerfung Deines Wortes zu bewahren und meinen Glauben zu erwecken!

„Herr, Deine rechte Hand tut große Wunder, Deine rechte Hand hilft gewaltiglich.“

Als gläubiger Christ schlug er nun die Bibel mit Freuden wieder auf und von Tag zu Tag erfuhr er es immer mehr: „Das Wort des Herrn bleibt ewig.“

6.

Ein Brand aus dem Feuer.

Ein deutscher Husarenoffizier, der all das Seine verspielt hatte, entfloh nach London; lange suchte er vergeblich in der Riesenstadt nach irgend welcher Arbeit; daher beschloß er, seinem jammervollen Dasein ein Ende zu machen. Er suchte eine einsame Stelle an der Themse und band sich die Füße mit seinem Taschentuch zusammen, um desto sicherer den Tod in den Fluten zu finden, denn

er war ein guter Schwimmer. Da legte sich ihm plötzlich eine Hand auf die Schulter und eine freundliche Stimme sagte: „Was machen Sie da? Dazu hat Gott Sie nicht geschaffen. Versuchen Sie doch einmal, ob Sie nicht ein neues Leben anfangen können!“ So hatte noch niemand mit ihm geredet; er ließ sich mitnehmen, nahm Speise und Trank und ordentliche Kleider mit Dank an und ließ es sich gefallen, als sein Retter ihm zum Abschied eine kleine Summe gab und sagte: „Kaufen Sie dafür einige billige Bilder und fangen Sie einen Handel mit guten Bildern an. Und hier haben Sie ein treffliches Buch gegen alle bösen Gedanken und Werke.“ Es war eine kleine, deutsche Bibel. — Jahre waren vergangen, da stellte sich eines Tages dem englischen Arzt — das war jener Helfer — ein wettergebräunter, kräftiger Mann in sauberem Anzug vor. Strahlenden Auges erzählte er ihm, daß sein Handel gut gehe — aber er habe noch etwas Besseres gewonnen als ein kleines Kapital: seinen Heiland, dem möchte er von nun an dienen mit allen Kräften. „Was soll ich tun; raten Sie mir!“ „Werden Sie Krankenwärter, das ist ein Feld für Sie!“ So geschah es. Man kann noch heute den ehemaligen Husarenoffizier im deutschen Hospital in London von Bett zu Bett gehen sehen, und die Angesichter der Kranken erglänzen, wenn die hohe, edle Gestalt an ihr Bett tritt, die so geduldig und sanftmütig mit ihnen umzugehen weiß, wie eine Mutter mit ihrem Kind. „Er hat immer Zeit für uns!“ rühmen sie von ihm.

Wer aber hatte damals den Freund als rettenden Engel gerade zur rechten Minute an die Themse geführt? War es der blinde ‚Zufall‘ gewesen oder die rettende Hand Gottes, die den Tod des Sünders nicht will? —

7.

Der Sohn des Meeres.

Vor etwas mehr als fünfzig Jahren ging am Meeresstrande von Toulon in Frankreich ein betrunkenener Mensch einher; an seinem Rock hielt sich sein goldlockiges, vierjähriges Knäblein und konnte mit seinen schwachen Füßchen dem Manne mit dem roten Gesichte, verwirrten Haaren und zerrissenen Kleidern kaum mehr folgen. Hell schien die Sonne und die Schwalben flogen über die tanzenden Wellen, um ihren Jungen Mücken zu fangen. Aber der Knabe seufzte zu seinem Vater umsonst: „Ach, Vater, ich kann nicht mehr; mir tun die Füße und der Leib so wehe, habe ja seit gestern nichts gegessen. Nur ein Stückchen Brot, Vater!“ — „Schweig', Kind!“ rief der Hartherzige, „friß Steine, wenn dich hungert!“ — Der Knabe ward bleich; er hat es schon oft erfahren, wie's geht, wenn der Vater einen Rausch hat.

Aber der Hunger will nicht schweigen. Mit zarter Stimme ruft das Kind noch einmal: „Ach, Vater, nur ein Stücklein Brot, nur ein ganz kleines!“ — Mit glühendem Gesicht verfezte der Vater dem Kinde einen Fußtritt statt einer Antwort und eilte taumelnd weiter. Immer noch hielt sich das Kind an des Vaters Rock, es hebt den Kopf zum blauen Himmel und spricht leise: „Lieber Gott, o gib mir Brot!“ — Zuletzt kann es nicht weiter und spricht zum drittenmal: „O, Vater, gib mir Brot, sonst sterbe ich!“ Mit ein paar schrecklichen Flüchen packte der Vater sein einziges Kind und schleuderte es häuptlings ins Meer. Bald tauchte das Kind wieder auf und ein Stück Holz schwamm ihm in die Arme, und so geschah es, daß das Kind sich nun eine Weile dadurch über dem Wasser halten konnte. In diesem Augenblicke segelte ein

englisches Kriegsschiff daher, und von dem aus sahen die Matrosen das Kind auf seinem Holzbalken. Der Kapitän rief: „Schnell das Boot hinunterlassen; das Würmlein muß gerettet werden!“ — Als das Kind am Versinken war, wurde es am Hemd ergriffen und gerettet.

Auf dem Schiff angekommen, schlägt das Knäblein die Augen wieder auf, und die ganze Schiffsmannschaft stand herum. Alles will wissen, wer er sei. „Jakob heiße ich,“ sprach der Findling und schlug die Augen nieder.

Das Kind ward als Eigentum der gesamten Schiffsmannschaft betrachtet und stahl allen mit seinen blauen Augen das Herz ab. Der Steuermann fürchte ihn, denn er hatte auch einen Jakob dahim; der alte Kapitän schaukelte ihn auf den Knieen, und die Matrosen wurden mit dem Kinde zu Kindern. Bald kletterte der Kleine wie ein Eichkätzchen an den Strickleitern herum und jauchzte vom Mastkorbe herunter; bald schaute er gescheit den Schiffsoffizieren zu, wenn sie mit schönen Instrumenten den Himmel, die Sonne und die Sterne maßen. Ungewöhnliche Fähigkeiten verriet der Kleine, und die ganze Schiffsmannschaft fand, daß es jammerschade um das Bürschchen wäre, wenn man nicht etwas Rechtes aus ihm mache. Es wurde ihm eine Unterkunft in England gesucht.

Der Knabe wuchs zum stattlichen Jüngling heran; Fleiß und gute Aufführung hatten ihm Freunde verschafft, und nach einer Reihe von Jahren bestieg er als Schiffsarzt die Fregatte, die einst das Büblein aufgenommen. So hatte er sich's erbeten, so ward's ihm gestattet.

Gerade damals aber standen die Engländer und die Franzosen gegen einander, und an einem Sommernachmittag griff die englische Fregatte ein französisches Fahrzeug an. Lang und blutig war der Kampf; aber am Abend mußte der Franzose die Flagge streichen. Die Eng-

länder nahmen das Schiff in Besitz, und jetzt hatte unser Schiffsarzt vollauf zu tun mit den vielen Verwundeten.

Vor allem fiel ihm ein alter sonnverbrannter Mann auf; sein Fuß war von einer Kugel zerschmettert. Sorgsam läßt der Arzt ihm ein Lager zurecht machen, verbindet ihm so sanft als möglich den Fuß und pflegt seiner so kindlich, daß der Alte ihm oft mit Tränen dankt. Jakob weiß nicht, was ihn so besonders zu dem Manne hinzieht, oft blickt er ihn an, wenn er mit geschlossenen Augen auf seinem Schmerzenslager lag, und oft ist's dem jungen Doktor, als sei so ein Friede aus höherer Welt in dem Antlitz sichtbar, aber verhüllt, etwa so, wie wenn die Sonne hinter Wolken steht, man sieht die Scheibe, aber keine Strahlen. Bald mußte er dem Kranken erklären, das Bein müsse abgenommen werden; auch das half nichts; es ging mit dem Alten dem Ende zu.

„Herr Doktor,“ rief mit schwacher Stimme der Franzose, „tut mir den Liebesdienst und kommt noch ein paar Augenblicke zu mir, mit mir geht's nicht mehr lang.“ Der Doktor setzt sich zu dem Sterbenden hin, und dieser spricht weiter: „Ich bin Euch großen Dank schuldig für Eure Liebe gegen mich armen Mann; ich wollte Euch gern ein Andenken hinterlassen, habe aber nichts als diese Bibel; doch ist's dieses teure Buch gewesen, das mich zum Menschen gemacht, denn fünfzig Jahre lebte ich wie ein Vieh, oder noch schlimmer, denn dies trinkt sich nicht voll. Nehmt das Buch, es weht daraus eine Luft, die von einem besseren Lande herkommt und die Seele gesund und das Sterben leicht macht!“

Der Doktor nimmt das Buch als das Andenken eines Sterbenden, der ihm besonders lieb geworden war, obgleich er selber von der Bibel noch nicht viel hielt.

Der Sterbende ergriff des Doktors Hand noch einmal und sprach: „Ihr müßt jetzt auch noch meine Beichte hören; denn in diesem Herzen steckt ein Wurm, der hat mich ins Weite und bis unter eure Kanonen getrieben. Ich glaube zwar fest, Gott hat mir alle meine Sünden vergeben, aber die Narbe will nicht zu bluten aufhören. So hört: Ich war ein Säufer und habe im Rausch meinen Jakob, als er mich hungernd um Brot bat, ins Meer geworfen. O, mein Jakob! Wo wirst du sein?“

„Hier ist Dein Jakob, lieber Vater!“ rief der Engländer und sank weinend vor dem armen Manne nieder.

„Vergib mir, mein Kind!“ rief der Alte. „Schon lange fühlt' ich's, Du seiest mein Jakob. Vergib mir! Mein Leben ist ein Tod gewesen, aber mein Sterben wird das Morgenrot einer schöneren Welt.“ Bald darauf verschied er.

Der Doktor nahm das Buch und hätt's um alle Schätze der Welt nicht mehr hergegeben. Ihn zog's aus dem wilden Seeleben, und er gab dem Erforschen dieses Buches sich hin. Er fand darin die Gerechtigkeit, die aus Gnaden ist, im Glauben an das Blut Jesu Christi und wurde dann ein Prediger dieser allein vor Gott geltenden und seligmachenden Gerechtigkeit.

* * *

In der Weltstadt Paris stand vor etlichen Jahren in einem hohen, hellerleuchteten Saale vor vielen hundert Menschen ein Reiseprediger und erzählte im Verlaufe seiner Predigt obige Geschichte. Still folgte man seiner Predigt und Erzählung, bei deren Schluß er sagte: „Und jener kleine Jakob — der bin ich!“

8.

Der zugeschneite Grabstein.

Ein reicher, bekannter Herr in Deutschland, der vor 20 Jahren gestorben ist, war ein gläubiger Christ und großer Wohltäter. Wie war er es geworden? — Höre! Auf einer Reise mußte er einst in einem kleinen Orte im Schwarzwalde einige Stunden rasten. Er benutzte die Zeit und besuchte den dortigen schönen Friedhof. Die mit Reif bedeckten Bäume glitzerten im Sonnenschein und der Erdboden war mit Schnee bedeckt. Da der Herr nun doch eine der Grabtafeln sehen wollte, so scharrte er mit seinem Stock den Schnee vom nächsten Grabhügel weg, und als er auf die Steinplatte niederblickte, sah er darauf seinen eigenen Ruf- und Familiennamen stehen. Da durchschauerte es ihn in der tiefsten Seele, und es klang ihm in den Ohren wie Grabgeläute und Posaunen des Gerichts. „Wie, wenn ich da unten läge? Wie würde es mit meiner Ewigkeit bestellt sein?“ — Lange stand er vor dem Grabe des unbekanntenen Namensbruders. Und da und dort rief seine bekümmerte Seele Gott um Gnade und Rettung an und fand Heil und Frieden; und, des neuen Lebens teilhaftig, verließ er die Stätte des Todes.

9.

Der unterbrochene Stapellauf.

Der Leser erinnert sich vielleicht des Unglücks auf der Themse im Juni 1898, anlässlich des Stapellaufs des Schiffes „Albion“. Ueber 300 Menschen, die dem Schauspiel des Stapellaufs zusehen wollten, wurden, als

das neue Schiff vom Gerüst in das Meer lief, durch das plötzlich gewaltsam zurückgedrängte Wasser weggespült; viele wurden gerettet, aber viele kamen auch um. — Dieses Unglück nun findet ein Gegenstück in einem merkwürdigen Vorfall beim Ablauf des Riesenschiffes „Great Western.“ Dieses gewaltige, neuerbaute Schiff soll ins Meer gelassen werden. Gegenüber der Werft (Schiffsbaustelle) sind Tausende auf der niedrigen Themswiese versammelt. Das Zeichen zum Stapellauf wird gegeben. Der Koloß setzt sich in Bewegung — plötzlich steht er, ohne daß man erkennen kann, wodurch, still und fest. — Stephenson, der Erbauer des Schiffes, blickt starr und entsetzt auf den festgefahrenen Koloß, schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und läuft außer sich davon. Seine Freunde ihm nach. Sie finden ihn zu Hause eingeriegelt. Endlich öffnet Stephenson. Statt eines verzweifelten Gesichtes erblicken die Freunde ein Antlitz, strahlend vor innerer Erregung. „Wißt ihr, was ich getan habe? Ich habe gebetet und Gott gedankt. Denn vernehmt! In dem Moment, wo das Schiff sich in Bewegung setzte, fiel mein Blick auf die Tausende von Zuschauern gegenüber auf der Wiese. Wie ein Blitz erleuchtete mich der schreckliche Gedanke: ‚Die sind ja alle verloren! Der Wasserschwall, der entstehen wird, wenn das Schiff ins Wasser fährt und es verdrängt, muß sie ja wegwaschen! Alles habe ich berechnet, nur das nicht! O Gott hilf!‘ Und siehe da — ist es Traum, ist es Einbildung? Das Schiff steht!“ — Stephenson hat später oft diesen Tag einen Wendepunkt in seinem Leben genannt! —

10.

„Der sehend gewordene Professor.“

Ein gläubiger Professor in Göttingen erzählte einigen Freunden: „Vor einigen Jahren war ich in großer Gefahr, mein Gesicht zu verlieren, das so schwach geworden war, daß ich fast nichts mehr zu unterscheiden vermochte. Die Aussicht, die letzten Tage meines Lebens in Blindheit zubringen, machte mich fast schwermütig, so ging ich nach Bremen, um mich zu zerstreuen. In Hannover besuchte ich mit einigen Freunden die Bibliothek des Herzogs von Cambridge; dort waren vor kurzem einige Bibeln als Geschenk der englischen Bibelgesellschaft eingetroffen. Indem ich untersuchen wollte, ob ich ihr Papier und den Druck bei meinem schlechten Gesichte von dem gewöhnlicher Bibeln noch zu unterscheiden vermöchte, und lediglich aus diesem und keinem anderen Grunde schlage ich eine auf; und nun hören Sie, welche Stelle mir da sofort beim Aufschlagen als die erste in die Augen fiel: „Die Blinden will ich auf dem Wege leiten, den sie nicht wissen; ich will sie führen auf Steigen, die sie nicht kennen; ich will die Finsternis vor ihnen her zum Lichte machen und das Höckerichte zur Ebene. Solches will ich ihnen tun und sie nicht verlassen.“ (Jes. 42,16.) Diese Worte las ich, und sie durchdrangen mich, und ich gelangte zum geistlichen Leben. (Dabei wurde der Erzähler so bewegt, daß ihm die Tränen über die Wangen liefen.) Mit freudigem und ergebenem Herzen kehrte ich nach Göttingen zurück. Wie groß war meine Freude, als es einem Freunde gelang, mir eine Bibel zu verschaffen, in der jener gesegnete Vers auf derselben Seite und an derselben Stelle stand! Sie ist nun der größte Schatz in meinem Hause.

II.

Eine Seegeschichte.

Ein deutscher Steuermann, der unter englischer Flagge fährt, erzählte mir vor Jahren eine Geschichte, deren Erzählung er mit angehört hatte, und die ich hier mittheilen will. — Vor ein paar Jahren fuhr ich auf dem englischen Dreimaster „Phädon“. Unter der Besatzung befand sich ein älterer Matrose, der sich durch sein einsilbiges Wesen auszeichnete. Sonst war er freundlich und zuvorkommend, so daß er ein gewisses Ansehen unter seinen Kameraden genoß, die ihm einen Grad von Achtung bewiesen, wie sie sonst niemand auf dem großen Schiffe zu teil wurde. Eines Abends, da es nichts an den Segeln zu tun gab, saßen mehrere von uns auf dem Verdeck. Die Luft war warm, die Brise, — gerade frisch genug, um die Segel zu füllen, — wehte mit gleichmäßiger Stärke, und zwar höchst erfrischend. Es wurden Geschichten erzählt, die sich aber um ziemlich alltägliche Dinge drehten. Unser alter, schweigsamer Sack hörte auch zu. Endlich richtete einer die schüchternen Bitte an ihn, doch auch eine Geschichte zum besten zu geben. Es geschah dies nicht zum erstenmale. Frühere Aufforderungen hatte er immer kurz abgelehnt; diesmal zeigte sein Gesicht jedoch keine Spur des Unwillens, wodurch alle ermuntert wurden, in ihn zu dringen, der Bitte nachzukommen. „Ich könnte Euch wohl eine Geschichte, die ich selbst erlebt habe und die ich mein Lebtag nicht vergessen werde, erzählen,“ sagte er, „aber Ihr würdet sie doch nicht glauben, und so behalte ich sie lieber für mich, obgleich sie andere mit mir erlebt haben.“ Durch diese Worte wurde unsere Neugier aufs höchste erregt, und unserem gemeinsamen Drängen gelang es, unserem alten Kameraden seine Geschichte zu entlocken.

„Vor mehreren Jahren,“ begann er, „befand ich mich auf einem Vollschiff, das auf der Reise nach Ostindien war. Wir hatten viel stürmisches Wetter, widrige Winde und die Reise ging nur langsam von statten. Nach einem furchtbaren Sturm, den wir glücklich überstanden, besserte sich das Wetter; ein günstiger Wind blähte die Segel und trieb uns schnell vorwärts. Wir waren alle froh, nun doch etwas wieder einholen zu können und hofften, den Bestimmungsort unserer Ladung schnell zu erreichen. Ich befand mich einmal nachts am Steuer. Wir hatten ein Steuerhaus. Es war draußen recht dunkel. Das Steuerhaus war natürlich durch die Kompaßlampen erleuchtet, aber viel sehen konnte man doch nicht. Der wachthabende Offizier war der erste Steuermann, der mir — wir hatten eben die Wache abgelöst — Befehl gab, den Kurs, den wir schon den ganzen Tag gesteuert hatten, innezuhalten. Nachdem ich eine Zeitlang am Steuer gewesen, öffnete sich die Thür, und ich erhielt den Befehl, Südost zu steuern, mit dem Zusatz, daß dieser Kurs zwei Stunden beibehalten werden sollte. Die Thür schloß sich gleich wieder, und ich schrieb den Kurs dann selbst auf die Tafel. Nachdem ich dies getan, fiel mir dieser Befehl aber doch auf, zumal ich nicht erkannt hatte, welcher von meinen Kameraden ihn mir überbracht hatte. Auf mein Rufen kam ein Matrose herbei, den ich fragte, wer mir den Befehl der Kursänderung überbracht habe. Er wußte von nichts. Gleich kam aber auch der Steuermann, der die Kursänderung bereits an den Segeln und der Bewegung des Schiffes bemerkt hatte, und fragte scheltend, was ich mache. Ich erzählte, was ich wußte. Er stürmte fort und rief die Wache zusammen, um zu erfahren, wer sich herausgenommen habe, den Kurs des Schiffes zu ändern. Alle beteuerten, daß sie nichts von der Sache wüßten. Ich hingegen war

meiner Sache gewiß und wies auf die Tafel, auf der ich den Kurs sofort verzeichnet hatte. Der Steuermann sah mich zweifelnd an; ich glaube, er dachte, daß ich den Berstand verloren hätte, und ließ mich ablösen. Die Sache war ernst genug, um den Kapitän zu wecken, der dann auch herauf kam und erst mich, sodann meine Kameraden ins Verhör nahm. Ich blieb bei meiner Behauptung, die anderen bei der ihrigen. Endlich sagte der Kapitän: „Gut, wir wollen den angegebenen Kurs zwei Stunden steuern.“ Und so geschah es auch. Ehe die zwei Stunden abgelaufen waren, erscholl vom Ausguck der Ruf: „Boot voraus!“ Alles eilte nach vorne. Da war richtig ein Boot, dessen dunkle Umrisse bald klar hervortraten und dessen Insassen zweifelsohne — eine Notflagge wehte am Mast — die Besatzung eines untergegangenen Schiffes waren. Die armen Kerle, die viel ausgestanden hatten, wurden in gänzlich erschöpftem Zustande an Bord unseres Schiffes genommen, das dann seinen früheren Kurs sofort wieder aufnahm. — Ob Ihr meine Geschichte glaubt, weiß ich nicht. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich seit jener Nacht, als ich den Kurs des Schiffes änderte, meinen Lebenskurs geändert habe, und zwar nicht um einige Striche nur, sondern um die Hälfte meines Kompasses. Dabei bin ich aber nicht zurück, sondern in rechter Richtung vorwärts gekommen. Ich habe mich von Herzen zu Gott bekehrt und seitdem habe ich Frieden im Herzen und steure als Gottes Kind und Erbe dem himmlischen Hafen zu.“

12.

Das eingeklemmte Tauende.

James Garfield, der bekannte Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika († 1881), war in

seiner Jugend Schiffszimmermann. Seine gläubige Mutter betete viel für ihn, daß er bekehrt und ein wahrer Christ werden möchte. Eines Tages arbeitete er an einem gefährlichen Orte, stürzte und hätte den sicheren Tod gefunden, wenn er nicht ein Schiffstau in der Hand gehabt hätte. Ohne es zu wollen, schlug er beim Sturz mit dem Ende des in der Hand festgehaltenen, aber losen Tauens gegen zwei Balken. Dabei klemmte sich das Ende desselben mit einem Knoten fest in eine Fuge ein, und er war gerettet. — Garfield, welcher oft auf Gott hingewiesen worden war, wurde durch diesen „Zufall“ sehr ernst gestimmt. Er versuchte, um den Stachel dieses „Zufalls“ los zu werden, im Laufe des Nachmittags über eine Stunde lang, das Seil nochmals durch Aufschlagen in die Fuge einzuklemmen; es gelang ihm aber trotz eines mehr als zehntausendfachen Versuchs nicht. Nun sagte er sich: „Das war Gottes Tun!“ Und er bekehrte sich zu Gott und wurde ein gläubiger, ernster Christ.

Wir schließen hiermit das Büchlein, das sich leicht noch um eine ganze Anzahl ernster Geschichten aus dem Leben, die zu denken geben, erweitern ließe. Täglich ereignen sich ja wunderbare Begebenheiten in dem Leben einzelner Personen und Familien, wie in der Geschichte ganzer Völker. Und gerade aus der Welt- und Kirchengeschichte ließe sich der Schatz unserer Erzählungen dankenswert bereichern; denn hier ist das Walten und Eingreifen der Hand und Vorsehung Gottes oft so deutlich wahrnehmbar, daß einer unserer größten Dichter meinte: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Auch gerade unsere vaterländische Geschichte, speziell vielleicht die preussische, ist reich an solchen Momenten. Wir erinnern

nur an die Schlacht von Sedan, in welcher die Macht Napoleons gebrochen wurde durch den greisen Sohn der hochherzigen Königin Luise von Preußen, deren Herz der erste Napoleon gebrochen und deren Volk er so tief gebeugt hatte. Und wir begreifen gut, daß König Wilhelm, der nachher die deutsche Kaiserkrone trug, seine Siegesnachricht mit den Worten schloß: „Welche Wendung durch Gottes (nicht des „Zufalls“) Fügung!“ —

Freilich genügt es nicht zum ewigen Heil der Seele, daß das Herz aus seinen Führungen erkenne: „Es gibt einen Gott!“ es muß sich auch durch Gottes Hand und Wort und Geist zu Seinem Sohne ziehen lassen, der am Kreuze für Sünder starb. Und durch den Sohn erst geht der Weg hin zu Gottes Vaterherz und hinauf zu Gottes Vaterhaus. —

